

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Schaumburg-Tippe	109
Der berliner Schulkonflikt. Von Arnold Perls	116
Die Allen in Düsseldorf. Von Julius Meier-Graefe	119
Ballade und Drama. Von Wilhelm von Scholj	131
Wer vertheuert das Geld? Von Plinio	183
Der Krieg	183

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 3 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft

Friedrichstraße 10.

1904



Kupferberg Gold



Das Sammelwerk:
„Kulturprobleme a. Gegenwart“¹⁴

h. g. v. Leo Berg
für 20 Mk. wird sofort komplett geliefert
gegen monatliche Teilzahlungen von 4 Mk. an:
I. Achelis, Die Ekstase
II. Damaschke, Die Bodenreform
III. Waag, Wir und die Humanität
IV. Driesmann, Rasse und Milieu
V. Heipach, Nervosität und Kultur
VI. Dainches, Die Trüste
VII. Leuss, Aus dem Zuchtstall
VIII. Schmitt, Der Idealstout

in 8 prachtvolle Ganzleinenbände gebund.
Buchhandl. Johannes Råde
Berlin W. 15, Uhlandstrasse 148.

Devise: Qui lira, rira.
Soeben gelangte zur Ausgabe das
5. Tausend von

Mixed
pickles.



Gereimte
Satiren

von A. O. Weber.
== Geheftet 2,-, gebunden 3 Mk. ==
Verlag v. Carl Freund, Berlin W. 15.

Insereiren-
Anzeige für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10
sowie durch stänntl. Annoncen-Expeditoren.

Assim

Cigaretten

Mit wertvollen
Coupons

in jedem
Carton!

10 STÜCK 30

GEORG A. JASMATZI A.G. DRESDEN.

GRÖSSTE DEUTSCHE
CIGARETTEN-FABRIK



Berlin, den 22. Oktober 1904.

Schaumburg-Lippe.

Frnst Kasimir zur Lippe hat die gemeine Wirklichkeit der Dinge nie erkennen gelernt. Mit der Inbrunst eines Chiliaisten schritt er durchs Leben, durch alles Ungemach mit einem Nachtwandlerlächeln, als habe die *oeconomia divina*, die Heilige Zeit, deren Anfang der Schwabe Bengel fürs Jahr 1836 vorausgesagt hatte, hienieden begonnen. In unbeirrter, unbeirrbarer Zuversicht glaubte er, der doch nicht wunschlos mit dem Salamander im reinen Element wohnte, an die sieghafte Allgewalt jeder guten, gerechten Sache. Durch den Schimmer liberaler Leutseligkeit konnte er im Lippervolk, durch billig nährnde Gunstbewelse im Landtag leicht Freunde werben. Er wollte nicht. Wollte nur aus Gottes Hand sein Recht empfangen; und war bis zum letzten Wank seines Gottes gewiß. Der wachte. Der würde alles arglistige Wühlen der Feinde vereiteln. Niemals hätte dieser Regent einem Parteiführer das fleckige Sittenzeugniß verziehen, nie sich zu unfrommen Schmeichlerkniffen erniedert. Das überließ er Denen, die ihres Glaubens Dom nicht auf den Fels göttlichen Rechtes bauen konnten. Die aber blieben nicht müßig. Ihr Reich war immer von dieser Welt; sie scheuten sich niemals, blanken Vortheil zu gewähren, zu verheißern, und kamen oft, ohne echtes Edelgestein verwenden zu müssen, mit glitzerndem Quarz als Lockmittel aus. Als Ernst Kasimir starb, hatten diese Schaumburger Diamanten schon manches schwache Auge geblendet. Unter den neunzehn Bürgervertretern des Landtages war die zur Verlängerung des Regentschaftsgesetzes nöthige Zweidrittelmehrheit nicht zu erreichen. Eine Volksabstimmung hätte für die Wiederfelder entschieden; sieben von der Wahlgunst geweihte Männer aber blickten in hoffender Sehnsucht nach den Wälschbergen hinüber. Und eine noch weiter reichende Wirkung allzu unwillklichen Wandels wurde rasch sichtbar. Graf

Ernst konnte sagen: Durch Schiedsvertrag und Schiedsspruch ist der Thronstreit geschlichtet, ist meinem Sohn auch, nicht mir nur, der lippische Fürstenthum gesichert. Ne bis in idem! Wir lehnen neues Gericht ab und harren in stolzer Demuth, ob die Gewalt wagen wird, uns aus der Rechtsburg zu jagen. Auch solches Trugwort, zu dem ihm doch Gelehrte von anerkanntem Rang rathen, weigerte sein evangelischer Sinn. Trotzdem, sprach er, in dem Streit um den Thron seit dem Juni 1897 das Urtheil gefällt ist, will ich mich noch einmal dem Spruch unparteiischer Richter stellen. An diese Erklärung war der Sohn gebunden; und ungewiß ist jetzt nur noch, auf welchem Weg der Gerichtshof gewählt und welche Frage ihm vorgelegt werden soll.

Das lippische Staatsministerium fordert den „Weg der Reichsgesetzgebung“; nach dem Wunsch des Grafen Bülow soll „unter den Auspizien des Bundesrathes der schiedsrichterliche Weg“ beschritten werden. Die Absicht dieses Satzes ist nicht ganz klar. Zwar hat der Bundesrath sich am fünften Januar 1899 für „durchaus zuständig zur Entscheidung des Streites“ erklärt; doch kein Artikel der Reichsverfassung spricht für diese Zuständigkeit. Weder um „Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten“ (76¹) noch um „Verfassungstreitigkeiten“ (76¹¹) handelt sich hier; um einen Zwist der Fürsten, nicht der Staaten. Dem hat der Bundesrath nicht das Urtheil zu sprechen noch die Instanz zu bestimmen. Das Recht eines Bundesfürsten oder deutschen Thronprätendenten sorgsam zu wahren, ist, da diesem Recht sich stets auch das Schicksal eines Bundesstaates verkettenet, die Pflicht des Kanzlers. Graf Bülow weiß, daß Schaumburg-Lippe, der Kläger, den in Preußen, Württemberg, Anhalt, Altenburg, Waldeck herrschenden, im Bundesrath vertretenen Häusern verwandt ist und daß den hieserfelder Grafen solche dynastischen Beziehungen fehlen. Im Bundesrath hat Preußen allein siebenzehn Stimmen; und der König von Preußen, der Kaiser, hat seit vierzehn Jahren mit steigender Heftigkeit für Schaumburg Partei ergriffen. Graf Posadowsky hat einst, als Vertreter des Reichskanzlers, öffentlich versichert, der Bundesrath werde in der Sache selbst nicht entscheiden. Aber auch jeder Gerichtshof, den er nach freier Willkür bestellte, wäre der Befangenheit verdächtig. Wenn Graf Bülow ernstlich den Wunsch hat, den lästigen Streitstoff aus der deutschen Welt zu schaffen, wird er dem Bundesrath den Entwurf eines Gesetzes vorlegen, das die nicht der Partikularrechtsordnung unterstellten Fälle streitiger Thronfolge vors Reichsgericht weist und endlich so eine Lücke der Reichsverfassung füllt. Solches Gesetz könnte freilich nur mit Zustimmung des Reichstages in Kraft treten. Und Herr Dr. Refule von Stradonitz, Kammerherr und Anwalt des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, hat in einem Brief, der die von

Bückeburg über Berlin nach Detmold gesponnenen Fäden erkennen ließ, den detmolder Stärkefabrikanten und Vicepräsidenten Hoffmann (den Empfänger der berühmten „Authentischen Interpretation“) mit gutem Grund vor den Reichstag gewarnt, der seine Zustimmung am Ende gar mit der Motivirung verfahren könne, die Rechtsfrage sei vom Schiedsgericht endgiltig beantwortet.

Mit gutem Grund. Denn ein Reichstag, der so handelte, könnte sich auf Autoritäten berufen, deren Wort sonst als der Weisheit letzter Schluß zu gelten pflegt. Nur ein paar Stimmen seien angeführt. Max von Seydel, der (inzwischen verstorbene) münchener Staatsrechtslehrer, sagte, der unter dem Vorsitz Alberts von Sachsen in Dresden gefällte Schiedspruch habe nicht nur dem Grafen Ernst, sondern auch dessen Sohn den lippischen Thron gesichert. Geheimrath Kahl: „Der Schiedspruch ist in seiner Wirkung nicht auf die Person des Grafen Ernst zu beschränken, sondern auf die ganze Linie zu erstrecken“. Professor Bornhak, Kahls berliner Kollege: „Indem das Schiedsgericht den Grafen Ernst für berechtigt zur Thronfolge erklärte, entschied es auch über das Thronfolgerecht aller derjenigen Familienmitglieder, die sich mit ihm in gleicher Rechtslage befinden. . . Ich halte die Thronfolgefrage durch den dresdener Schiedspruch für entschieden.“ Justizrath Reuling, der mit leidenschaftlichen Eifer für die Schaumburger focht, mußte doch zugeben, „der ganze Thronstreit werde ohne Weiteres zu Ende sein, wenn das Schiedsgericht die Frage bejahe, ob Graf Ernst wirklicher Agnat des lippischen Hauses sei“; und diese Frage wurde unzweideutig bejaht. Der tübinger Staatsrechtslehrer Triefel: „Indem der Richter dem Chef der Linie Biesterfeld das Recht der Thronfolge zuerkannte, hat er nach dem eigenen Willen der Parteien dem Hause Biesterfeld die Krone zugesprochen.“ Die selbe Meinung vertritt Professor Anschütz, der in Heidelberg Verfassungs- und Verwaltungsrecht lehrt. Und ein Gutachten der leipziger juristischen Fakultät, der die Professoren Binding, Wach, Strohal, Sohm, Mittels angehören, spricht als einstimmige Ueberzeugung aus, die Rechtskraft des Schiedspruches verbürge auch den Söhnen des Grafen Ernst das unanfechtbare Recht auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. All diesen Männern schien die lippische Rechtslage also nicht, wie dem Deutschen Kaiser, „in keiner Weise geklärt“.

Was ist am zweiundzwanzigsten Juni 1897 in Dresden entschieden worden? Daß Modeste von Unruh ihrem Ehemann, dem Grafen Wilhelm Ernst zur Lippe-Biesterfeld, ebenbürtig war. Daß im neunzehnten Jahrhundert von den höchsten Gerichten Preußens und Bayerns, von der göttinger und erlanger Juristenfakultät, endlich auch vom Reichsgericht „die Ehe eines Herrn von hohem Adel oder doch aus altreichsgräflichem oder neu-

fürstlichem Haus mit einer Dame von niederem Adel als vollwirksam anerkannt worden ist.“ Und daß dem Schiedsgericht nicht erwiesen wurde: „es habe sich in dem Haus Lippe ein mehr als einfacher Adel, vielleicht mit Abstammung aus altadeliger Familie, erforderndes Herkommen gebildet.“ Die Thronfolgefähigkeit des Grafen Ernst sei deshalb nicht zu bestreiten. Nach dem sechsten Paragraphen des Schiedsvertrages ist „der Spruch des Schiedsgerichtes unanfechtbar und für alle Parteien verbindlich.“ Und dieser Vertrag trägt die Unterschriften des Fürsten Georg zu Schaumburg, des biesfelder Grafen Ernst und des Grafen Ferdinand zur Lippe-Weisfeld, die ihn, „für sich und die Linien, deren Chefs sie sind,“ geschlossen haben.

Das ist wichtig. Warum wurde der Schiedsvertrag für die drei Linien geschlossen, wenn das Schiedsgericht nicht einer Linie, sondern nur einer Person das Recht sprechen sollte? Und wer wird glauben, der König von Sachsen habe sich auf den Richterstuhl gesetzt, nur um den Rechtsanspruch eines alternen, gelähmten Herrn zu prüfen? Keiner hats damals geglaubt. Nicht die Basizenten, die Monate lang zaudernd erwogen, ob sie das Schicksal ihrer Häuser einem Schiedsgericht anvertrauen dürften. Nicht die Anwälte. Seydel, Kahl, Reuling haben wir schon gehört. Professor Bornhaß, der die weisfelder Linie vertrat, sagt: „Ich kann persönlich bezeugen, daß die zweifellose Absicht der Kontrahenten war, den Thronfolgestreit endgiltig aus der Welt zu schaffen.“ Nicht Eilodwig Hohenzolze, ohne dessen redliches Bemühen der Schiedsversuch vielleicht gescheitert wäre. Und die Richter, nach deren Absicht, wie Rehm und Refule mit Zug fordern, der Spruch auszulegen ist? König Albert ist tot. Er selbst aber hat erzählt, daß er den Wunsch des Kaisers, über den Streitfall zu sprechen, mit den Worten abgelehnt habe: „Das geht nicht, weil ich als Richter über die Zukunft dieser Häuser entscheiden soll.“ Erweislich wahr ist, daß er später mehr als einmal mit freudigem Schmunzeln von dem „nun gesicherten Recht der lippischen Grafensache“ gesprochen und den Gedanken an eine Erneuerung des Streites in den Bereich des Unmöglichen gewiesen hat. Mit ihm saßen die Herren von Dohlschlager, Binger, Petersen, Bolze, Müller und von Ege (sämmtlich vom Reichsgericht) zu Rath. Die Ueberlebenden könnten — und müßten — aussagen, ob die Kraft ihres Spruches wirklich nicht weiter reichte als bis zu der Anerkennung des Grafen Ernst als des zur Regenthschaft und Thronfolge berechtigten und berufenen Agnaten.

Nicht um einen Zoll weiter, rufen die schaumburgischen Anwälte, von Born und Stoerk bis zu Refule. Und dazu der große Aufwand eines Königsgerichtes? Daß der an Muskelschwund leidende, seit Jahrzehnten fast unbewegliche Graf Ernst nicht lange mehr leben werde, schien schon damals ge-

wiſſ. Dann kamen ſeine drei Söhne, ſeine zwei Brüder ins nächſte Agnatenrecht; nach ihnen die Weiſenfelder (fünf Zweige); und zum Schluß erſt die Schaumburger. Sollte da jedesmal unter königlichem Vorſitz ein Sondergericht tagen, von Fall zu Fall ſtets beſtimmt werden, wem der lippische Thron gebühre? Natürlich. Nichts, ſagt Herr Refule von Stradoniß, „nichts hindert, das ganze Streitmaterial von Neuem aufzurollen und die Thronfolg Fähigkeit in jedem einzelnen Fall wiederum zur richterlichen Entſcheidung zu bringen.“ Er ſpricht freilich nur von den Biesterfeldern. Die aber würden ſicher darauf beſtehen, daß auch der Anſpruch der Weiſenfelder und Schaumburger „in jedem einzelnen Fall“ wieder geprüft werde. Eine hübsche Ausſicht für die Senatspräſidenten und Rätthe des Reichsgerichtes, die jetzt ſchon unter der Geſchäftskaſt ſtöhnen; aber auch für die Lipper, die geduldig abwarten müſſen, welche Durchlaucht ihnen morgen angeſtammt ſein wird.

Das Schiedsgerichtsurtheil muß, da es vollſtreckt worden iſt, rechtskräftig geworden ſein. Aber auch dieſe Rechtskraft wird, *contra ius clarum* in theſi, jetzt nicht mehr reſpektirt. Der Schiedsvertrag wahrte dem Spruch Unanfechtbarkeit und ſchloß jedes Wiederaufnahmeverfahren aus. Doch Graf Ernſt iſt tot, die Urtheilsurkunde Makulatur: und nun kann auch die arme Modeste von Unruh wieder vor den Perſonenſtandsrichter geſchleppt werden. Fürchterliche Dinge ſind gegen ſie, beſonders in einem Urtheil des detmolder Landgerichtes, ans Licht gefördert worden; angebliche Thatſachen, die Zweifel daran entſtehen laſſen, ob Modeste auch nur vier adelige Ahnen hatte. Graufige Dinge. Die uns aber gar nicht intereſſiren. Denn hier hört der Spatz nachgerade auf. Wer die Rentenprozeſſe, in deren Verlauf das detmolder Urtheil gefällt wurde, kennen lernen will, mag Triepels „Streit um die Thronfolge im Fürſtenthum Lippe“ leſen. Doch Frau Modeste laſſen wir uns als Zeugin nun nicht länger gefallen. Sie iſt endgiltig abgethan. Und wenn übermorgen erwieſen würde, daß ein Strolch ſie im Schoß einer Kuhmagd gezeugt habe, wäre das Recht der Biesterfelder dadurch nicht um Haaresbreite verklärt. Das Verfahren iſt geſchloſſen und darf unter keinen Umſtänden wiederauf-

An die Stelle des Fräuleins von Unruh tritt im Schleiſer nun aber die Gräfin Karoline von Wartensleben, die Witwe des Graſen Ernſt. Niederer Adel. Bürgerliche Mutter. Ueber ſie iſt im Schiedsſpruch nichts geſagt. Wirklich nichts? Wer genau hinſieht, wird vielleicht finden, auch im Fall Wartens-

leben sei die Rechtslage schon in Dresden geklärt worden. Ehen mit Damen von niederem Adel werden in der Urtheilsbegründung als „vollwirksam“ anerkannt; festgestellt wird, daß kein lippisches Hausgesetz solche Ehen mit dem Verlust des Agnatenrechtes strafe; und ausdrücklich Labands Behauptung, seit der Deutschen Bundesakte von 1815 sei die Ebenbürtigkeit auf die souverainen und die ehemals reichsständischen Familien „unter sich“ beschränkt, „in Uebereinstimmung mit der in Theorie und Praxis herrschenden Ansicht“ zurückgewiesen. Warum? Für die Entscheidung im Fall Unruh war dieser Hinweis, diese Abwehr nicht nöthig. Die Richter wollten, scheint mir, wenigstens andeuten, daß sie auch die Ehe des Grafen Ernst für „vollwirksam“ hielten, wollten sagen: Was für Modeste gilt, gilt eben so für Karoline; und die Rechtslage war, trotz Laband, 1869 nicht anders als 1803. Das ist auch die Meinung der Leipziger Juristenfakultät. Dazu kommt, daß Graf Ernst zu seiner Ehe den Konsens des regirenden Fürsten Leopold zur Lippe erbeten, am drei- undzwanzigsten September 1868 erhalten und damit der hausgesetzlichen „Declaration“ vom Jahr 1853 genügt hat. Kein Wunder, daß diese Ehe vor dem Königsgericht nicht angefochten wurde; kein Zweifel aber auch, daß sie einem unparteiischen Gerichtshof nicht den allergeringsten Rechtsgrund liefern wird, der den Thronanspruch des jetzt regirenden Grafen Leopold entkräften könnte.

Also: ein durch Reichsgesetz zu bestimmendes Forum; und als einziger Gegenstand der Beweisaufnahme der Fall Wartensleben. Wenn Graf Balow für diese Erledigung des Streites sorgt, wird er sich zum Vorberseuilleton des Plauderers den Ruhm gewissenhafter Tapferkeit erwerben.

... Bist Du, geduldiger Leser, des trockenen Tones nun satt? Ich auch. Fünfzehn staatsrechtliche Schriften gelesen; mit unzähligen Anmerkungen und Literaturangaben. Fünfzehn Wädhäder gehen mir seitdem im Kopf herum. Kahl hat Laband, Triepel hat Stoerk, Kefule hat Bornhof und sämtliche Leipziger geschlachtet; und wenn sie nicht gestorben sind, leben Alle noch heute. Von Büchern und Papier haben wir Beide nun wohl genug. Wird lauterst ausgesprochen, was ist, dann merkt bald selbst der Taube, mit welcher Schwulstrede er gefoppt ward. Kein Mensch hat 1897 bezweifelt, daß nicht über den Anspruch des Grafen Ernst, sondern über den Thronstreit der drei Linien entschieden wurde; in letzter Instanz entschieden. Hundertmal ist im lippischen Landtag über den „Streit der drei Nebenlinien“ geredet worden. Das Gesetz, das den Schiedsvertrag staatsrechtlich sanktionirte (und die Unterschrift des Prinzen Adolf von Schaumburg trägt), sagt in seinem einzigen Paragraphen: „Die nach dem anliegenden Schiedsvertrag herbeigeführte Erledigung des Thronstreites ist für die Thronfolge im Fürstenthum Lippe

maßgebend.“ Diese Wortfügung dünkt mich unzweideutig genug. Daß der Schiedsspruch selbst nur den Sieg des Grafen Ernst, nicht seines Hauses kündigt, war eine auf Hohculohes Rath der berliner Empfindlichkeit gemachte Konzession, die sich, trotz der klaren Sprache der Urtheilsbegründung, jezt bitterlich rächt. Was Schaumburg gegen Biefterfeld vorzubringen hatte, mußte es damals vorbringen; und was es damals nicht vorgebracht hat, wirkt heute nur noch wie der Nothbehelf des Verurtheilten, der eine letzte Ausflucht sucht. Der Glaube an die Aufrichtigkeit schaumburgischer Beteuerungen ist erschüttert. Seit Jahren erklären die Bückeburger, die Thronfolge dürfe nicht durch Landesgesetz, ohne Zustimmung der Agnaten, geordnet werden; seit Wochen behaupten sie, Prinz Adolf sei nur für die kurze Regentschaft, nie für die Fürstenwürde aus-ersehen gewesen. Und nun hat der Minister Gevekot dem Landtag einen Geheimvertrag vorgelesen, der schon 1886 die Thronfolge durch ein lippisches Landesgesetz regeln, Biefterfeld und Weißenfeld ausschließen und den Prinzen Adolf zum Fürsten von Lippe bestellen wollte. Warum? Weil Graf Ernst am Hof nicht beliebt war; und weil die alternde Fürstin Sophie, die aus Karlsruhe nach Detmold gekommen war, ihr Nichtchen gern als Gattin des stattlichen Prinzen und als lippische Landesmutter gesehen hätte. Aus diesem Eheplan wurde nichts; und bald danach scheiterte in Potsdam ein anderes Heirathprojekt. Die vom todkranken Kaiser Friedrich geschriebene Depesche, die den Bulgarenfürsten Alexander ins Neue Palais rufen sollte, wurde von dem General von Winterfeldt, in dessen Soldatenherz vor solcher Heimlichkeit patriotische Sorge schlich, dem Kanzler vorgelegt und, nach einem langen, erregten Gespräch zwischen einer Mutter und einem Staatsmann, für immer vernichtet. Und nun fanden Prinz Adolf und Prinzessin Viktoria einander. Mancher staunte, da die Tochter, die Schwester eines Kaisers sich dem dritten Sohn des Bückeburgers vermählte. Diesem aber war ein Thron gewiß; fest zugesagt; in einem Gesetzentwurf von zwei regirenden Herren zuerkannt. Daß Adolf in Lippe herrschen werde, war Bedingung des Ehepactes. Er konnte den Schwarzen Adler erhalten und nach dem Tode des Fürsten Boldemar zur Regentschaft berufen werden. . . Wer diese an Kolportageleistung erinnernde Geschichte liest, wird begreifen, warum die Bückeburger durch den dresdener Schiedsspruch jedes göttliche und menschliche Recht verletzt fanden. Recht ist ihnen nur, daß Adolf herrsche; denn für diese Herrschaft haben sie sich in feierlicher Stunde verbürgt. Sie würden mobil machen und die Küste des Steinhuder Meeres armiren; aber das lippische Militär ist noch nicht vereidigt, dem Regenten nicht unterthan, — und Schaumburg hat nie gegen Wehrlose kämpfen gelernt.

Der berliner Schulkonflikt *).

Drei Jahre ist her, da stand unter dem Rubrum „Berliner Leiden“ in der „Zukunft“ wieder einmal Etlliches aus der Passionsgeschichte der

*) Im September 1893 erhielt Herr von Koscielski, Mitglied des Herrenhauses, aus dem preussischen Kultusministerium die Mittheilung, die staatliche Schulaufsichtsbehörde habe gegen die Absicht, in den Räumen berliner Gemeindefchulen Kindern polnischen Sprachunterricht erteilen zu lassen, nichts einzuwenden. Der Magistrat der Reichshauptstadt hatte vor der Beantwortung der Frage geschwankt, ob er solchen Plan fördern, für solchen Zweck seine Schulsäle hergeben dürfe, wurde aber vom Provinzialschulkollegium und vom Ministerium ermuntert, den Wunsch des mächtigen Admiralski zu erfüllen. Im Juli 1904 wurde der berliner Magistrat vom Kultusministerium harsch aufgefordert, die städtischen Schulsäle nicht mehr der freireligiösen Gemeinde, die städtischen Turnhallen nicht mehr czechischen, polnischen, sozialdemokratischen Turnvereinen zu überlassen. Daß diese Aufforderung Wortlaut und Sinn eines Gesetzes verlege, kann nicht erwiesen werden; sie stützt sich auf eine Instruktion vom Jahre 1817 und ist schon durch ihr Alter ehrwürdig. Aber auch klug? Ist die Frage wirklich wichtig, ob die harmlosen Schwärmer, die sich freireligiös nennen, in den Räumen einer Gemeindefchule oder anderwärts Vorträge hören und ob organisierte Arbeiter, Böhmen und Polen abends in den am Tage von berliner Gemeindefchulkindern benutzten Hallen turnen? Haben die Staatsbakteriologen nun etwa auch die Besinnungsbazillen schon entdeckt, von denen Schulbänke und Turngeräthe verseucht werden könnten? Eine wunderliche Geschichte; die um so wunderlicher erscheint, wenn man sie dem Vorgang aus dem Jahre 1893 vergleicht. Damals sollte in Kommunalchulräumen die polnische Sprache gelehrt, jetzt darf von national nicht ganz zuverlässigen Leuten kein Kommunalrecht benutzt werden. So leben wir. Die Stadtbehörde soll nicht mehr nach freiem Ermessen über ihre Elementarichulhäuser verfügen; und der Oberbürgermeister Kirchner erzählt, er müsse die Regierung um Erlaubniß bitten, ehe er einem Fremden die städtischen Schulen zeige. Merkwürdig. Selbst wenn man annimmt, daß Herr Kirchner die Sache ein Bißchen verschleppt hat — er giebt zu, daß er Privatbriefe nicht beantwortet, auf leise Anregung nicht reagiert hat, und scheint auf solche Unterlassung sehr stolz —, muß man doch immer fragen, was diese ganze Aktion eigentlich bedeutet und wirken soll. Angenehm ist sie doch nur für den im Wahnhause herrschenden „Freisinn“ — ich bitte, die Anführungsstriche zu beachten —, dem sie Gelegenheit zu einer „häuslichen Sitzung“ (mit recht vernünftigen Reden der Herren Kirchner und Cassel) gab und noch ein Weilchen die Möglichkeit bieten wird, das berühmte „steife Rückgrat“ zu zeigen. Der stille Herr Stubt, der froh ist, wenn er seine Ruhe hat, ist sicher nicht schuld an der Sache, hat sicher nur höherer Weisung gehorcht. Was aber wollen die Höheren? Einen Konflikt, der den Vorwand liefert, Berlin endlich als Sprechprovinz einem Oberpräsidenten zu unterstellen? Das wäre wenigstens noch verständlich; verständlich dann auch, warum Herr von Bethmann-Hollweg mit Don Hammerstein nach Paris und London ging. Hat aber nur der Zufall, der liebe Gott aller Bureaucratien, das Feuerchen angezündet, dann, — ja, dann paßt die Geschichte erst recht in unsere herrlichen Tage.

Gemeindeverwaltung „dieser größten Stadt“ zu lesen; darinnen die Rede an einen der Herren des Rathhauses: „Wir wollen doch ernsthaft bleiben! Den Werth Ihrer Selbstverwaltung, die nicht einmal auf städtischen Grundstücken unbeschränkt ist, haben wir nachgerade schätzen gelernt.“ Das mochte in den Oktobertagen von 1901 Uebertreibung scheinen; nach den Vorschritten, die seither auf diesem Gebiet offenbar geworden, kann die sachliche Berechtigung der Feststellung, daß die Stadt Berlin zwar viele Häuser hat, aber keine Schlafstelle, auf der sie vor dem übelwollenden Absolutismus der Herren, die über uns wohnen, sicher wäre, nicht wohl angezweifelt werden. Der sogenannte berliner Schulkonflikt ist kein urplötzlich ausprasselnder Kampf; er ist ein längst daherschleichendes Uebel und nur ein Theil von jenen Züchtigungen, mit denen man dem allzu gefügigen Berlinerthum des nur äußerlich rothen Hauses noch bessere Mores einbläuen will, als sie bisher schon die Fridolintreue der Rathsherren und Bürgervertreter verziert haben.

Die Beziehungen zwischen den Mächten, die man schlechtweg als Staat und als Fiskus anspricht und die insofern nur der einschließende Mantel sind, die Beziehungen zwischen ihnen und der Stadtverwaltung sind in ihrem tieferen Wesen nur von Demen zu verstehen, die den psychologischen Werdegängen dieses Verhältnisses zu folgen vermögen, das bei dem Empfang der den Schloßbrunnen Stiftenden — sie kamen doch wirklich nicht als Danaer — zum ersten Mal, mit der Leuchtkraft eines Fanals, zur Erscheinung kam und fünfzehn Jahre später bei dem Märchenbrunnen Idyll von allerbestem Fortgebeihen Zeugniß ablegte. Als ich in der Stadtverordneten-Versammlung — die „Zukunft“ hat es mit guten und treffenden Worten gewürdigt — aus dem kleinen Anlaß, daß wieder einmal der Stadt ein Kunstkonzept korrigirt worden, die prinzipielle Seite beleuchtete, da antwortete meinem Protest ein stürmischer Protest der altgläubigen Schulbuchpatrioten, die da meinen, daß die Potenzirung der Bescheidenheit bis an die Grenze Dessen, was noch würdig, das Mittel sei, Zeusblitze und Jupiterdonner zu säufstigen. Schroffheit pflegt nach unten hin sich zu verstärken und zu verschärfen. Man muß einmal — ein kleines Beispiel! — sehen, welche Form der „königliche“ Oberlehrer und ähnliche Staatsbeamte wählen, um eine Wahl in ein Gemeinde-Ehrenamt abzulehnen.

Die Staatschulverwaltung hat durch die zu jeglichem Dienstmannthum gehartete Presse ihre Eingriffe in das Recht der Gemeinde Berlin, über ihre Grundstücke zu verfügen, mit einer „Begründung“ versehen lassen, die sich in diesen Tagen, da ein halbes Jahrhundert vergangen ist seit der „Rettung“ der Schule durch Stichls Regulative, wie eine Huldigung gegenüber dem Geist jener besonders trübsägigen Periode waterländischer Geschichte liest. „Die öffentliche Volksschule soll Gottesfurcht, Königtreue und Vater-

landliebe in die Herzen der Jugend einpflanzen“; und deshalb sollen die Mitglieder polnischer, tschechischer, sozialdemokratischer Turnvereine nicht in städtischen Schulkturnhallen die Glieder reden, soll die Ethik des freireligiösen Atheismus nicht diese Schulkturnhallen mit den Bazillenherden der Umsturzseuche erfüllen. Klingt leidlich. Die Bosheit sinnt und spinnt im Dunklen; aber der preussische, nicht der reußische Minister der Aufklärung wacht. Wacht so eifrig und schwinget so schneidig das bligende Schwert, daß die Schulkrektoren, die gelernt und lehren: „Seid unterthan der Obrigkeit“, von der Staatsgewalt angewiesen werden, der Stadtgewalt, die sie berufen, befoldet und lenkt, den Gehorsam zu weigern.

Also Staatsrettung ist der Grund, Staatsrettung der Zweck der Uebung. Wie aber, wenn zur selben Zeit bekannt wird, daß die Herren vom Staate den Herren im Rathhaus das Ansinnen gestellt haben, die Stadt der Eigenthumsrechte an den Grundstücken und Gebäuden der höheren Lehranstalten zu entblößen und sothanes Eigenthum den in Frage kommenden Schulen zuschreiben zu lassen, auf daß die Staatschulverwaltung, die der Erfüllung ihrer Verpflichtungen zur Fürsorge um höheres Schulwesen in Berlin sich meist entzieht, geschwind und ohne alle Apparate die Stadt in diesen Eigenthums- und Verfügungsrechten beerbe? Und wie weiter, wenn sich herausstellt, daß ganz planmäßig seit Jahr und Tag so große und grobe unmittelbare Eingriffe und mittelbare Belästigungen und Rechtsfürzungen gegenüber dem Stadtschulwesen stattfinden, daß der ehemals von fanatischer Amtsfreudigkeit erfüllte Stadtschulrath am Liebsten den ganzen Kram hinwerfen möchte? All Das nur für „Gottesfurcht, Königtreue und Vaterlandliebe“? . . .

Ob die Stadtverwaltung in Berlin jezuweilen Fehler macht — die allzu städtische Fülle und die manchmal allzu reichliche Gröblichkeit dieser Fehler will ich gewiß nicht bestreiten —: darauf kommt es für die Beurtheilung der Triebgründe und Triebkräfte für das ihr auferlegte Martyrium nicht an. Die Kleinlichkeit der Nadelstichtaktik, die Eigenart der Glieder jener großen Kette von Geschicklichkeiten, die man um das größte Gemeinwesen des Reiches gewunden, überraschen Den nicht, der die Naturgeschichte des Neuen Kurfes erfaßt hat und zu werthen weiß. Heinrich von Treitschke, gewiß kein „voller und ganzer und unentwegter“ Mittelmaßmann, hat in wuchtigen Worten den hohen staatsmännischen Zweck der Emanzipation des Bürgerthumes von jeder Tyrannei der Vögte gewerthet, von der Perg, der Stein-Biograph, sagt: „Bürgerschaft und Magistrat waren jeder Verfügung über das Gemeinwesen beraubt“; Treitschke pries besonders die mit dem Prinzip der vollen Selbstverwaltung erreichte Freude an verantwortlichem politischen Handeln im Bürgerthum. Was hat Das heute zu sagen? Heute giebt's Wichtigeres als die Festigung der Fundamente konstitutionellen Lebens: In dulci júbilo, nun singet und seid froh und plaudite, cives! Arnold Perls.



Die Alten in Düsseldorf.

Als Düsseldorf 1902 die alten Reliquienschränke, herrliche Skulpturen des Mittelalters und die Abgüsse so mancher ganz unbekanntem Architektur zeigte, war das Staunen groß. Der Großstädter, der jede winzige Sonderausstellung mit Sonderinteresse verfolgt und schon drei Schritt hinter der großen Heerstraße nicht mehr Bescheid weiß, war überrascht, diese ungeheuerliche Menge nicht katalogisirter Schätze in einem kleinen Bezirk Deutschlands zu finden. Schließlich aber sagte man sich, daß damit Düsseldorf sein Maximum gegeben habe, eine einmalige Leistung, wie sie nur alle hundert Jahre möglich ist. Nun aber brachte dieses Jahr eine Ausstellung von Bildern, wie man sie noch nie bei uns gesehen, verblüffend, die natürliche Ergänzung der Ausstellung vor zwei Jahren, aber mit einem Geschmack, einem Verständniß gesammelt, daß damit die Industriestadt Düsseldorf auf einmal wieder zu dem Range eines der bedeutendsten Kunstzentren Deutschlands zurückkehrt. Die Veranstaltung erscheint im Gefolge einer anderen, der Gartenbau-Ausstellung, in der Böbers glänzendes Organisations-talent wieder hübsche Dinge vereint hat; und dieser Zusammenhang erklärt wohl, daß man sich bisher in Berlin und München (und noch weniger im Ausland) recht spätlich mit ihr beschäftigt hat. Im Frühling absorbirten die Primitiven in Paris, dann die Siemesen das Interesse. Erst langsam begiant man, sich der Einsicht zu erschließen, daß Düsseldorf alle anderen Ereignisse dieses Jahres und vieler Jahre in den Schatten stellt, daß hier ein Material zusammengekommen ist, wie man es vielleicht nie wieder auf einen Fleck vereint finden wird, von unschätzbarem Werth für den Gelehrten und eine Quelle reinster Freuden für den Liebhaber schöner Dinge. Zwei ganz getrennte Gebiete kommen zur Darstellung: die westdeutsche Malerei, zumal Rheinländer und Westfalen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, und dann gewisse Werke aller Schulen, die am Rhein gesammelt worden sind; also erzählt man von der Schöpfung dieses reichsten Theiles Deutschlands in früherer Zeit und von seiner Pflege der Kunst in unseren Tagen.

Natürlich steht Mn obenan. Man sieht die Entstehung, das Wirken und die Folge unseres theuersten Meisters: Stephans Lochner. Schon in den kleinen Bildern des Meisters Wilhelm, einer Kreuzigung und zwei Madonnen, zumal der wundervollen Madonna mit der Erbsenblüthe des Germanischen Museums, merkt man die Vorbereitung. In dem kostbaren Madonnenaltärchen eines unbekanntem kölnischen Meisters um 1410 (aus der Sammlung Weber in Hamburg) erscheint bereits das wunderbare tiefe Blau und das süße Kindliche, Legendenhafte, das hier nicht nur kirchliche Form, sondern wie ein Umbichten der Frömmigkeit ist. So wirkt der Kranz aus blauen Engeln um die goldene Kurcole, die die Jungfrau umgibt. Noch ist die Malerei ganz glatt, fast porzellanhaft; aber man muß diese Glätte hier schon als Kunstmittel verehren und bewundert die graziale Vereinigung der Heiligen zu den Füßen der Madonna. Zwei mittelgroße Bilder aus der Sammlung des Freiherrn von Brenken, „Eröpfung und Tod der Maria“ von einem kölnischen Meister (um 1420), führen die Note fort. Um die selbe Zeit mag ein niederrheinisches Marienaltärchen (des bonner Museums) entstanden sein, das auf Lochner hinweist. Mit der ganz zarten Madonna (um 1410) aus der

Sammlung Wittich sind wir schon dicht in der Nähe des großen Meisters Stephan; ja, vielleicht ist schon dieses Bild ihm zuzuschreiben. Als sicher gilt die berühmte Madonna mit dem Beilchen des Kölner Priesterseminars, das Hauptbild der Ausstellung und wohl das schönste Werk des größten rheinischen Künstlers. Die Vereinigung der malerischen Pracht mit dem seltensten Gefühl für den Stil der Linie giebt die zauberische Wirkung. Dieses winzige Mädchen ist nicht nur Konvenienz, sondern der reizendste rosige Fleck in dem weichen Gesicht, dessen Zartheit wirklich vom Himmel geboren erscheint. Ein blaues Gewand umhüllt die graziose und doch ganz volle Figur; und darüber ergießt sich das prachtvolle Roth des großen Mantels in majestätischen Flächen. Schon hier sind alle Geheimnisse der spätesten Malerei entdeckt, ein Reichthum der Töne innerhalb der selben Farbe, der ganz immateriell wirkt und den irdischen Vorgang in eine höhere Sphäre, die der Kunst, des Göttlichen hinüberleitet. Das Wunderbare und Beruhigende ist das ganz Physiologische des Werkes. Die Wirkung ist nicht etwa eine Hypnose mit hieratischen Formeln, sondern das Resultat von Farbe und Linie. Daß diese wundervolle, ganz durchgeistigte Malerei vor dieser wieder vielkönigen Goldtapete steht, ist größte Weisheit. Hier malte kein Mönch im Dienst seiner Oberen, sondern ein Künstler, der die Kunst über Alles liebte und ihrer Mittel Herr war. „Sehr schade, daß das köstliche, in vieler Beziehung ergänzende darmstädter Bild, das ursprünglich daneben hängen sollte, weggeblieben ist. Es zeigt vor einem eben so reichen goldenen Hintergrund eben so vollkommen einen Vorgang, einen heiligen Akt, wie in dem ausgestellten Bild die heilige Pose erwiesen wird, und man hätte an dem blauen Mantel der darmstädter Jungfrau den nicht geringeren Tonreichtum einer anderen Einheit bewundern können. Ueberhaupt ließ man sich in Darmstadt Manches entgegen, trotzdem der Großherzog und die darmstädter Sammler sehr freigiebig waren. Zu dem merkwürdigen Bilde, das Syenen aus dem Lebn des Heiligen Bruno mit eigenthümlicher Friesanordnung darstellt, paßte wundervoll das darmstädter Dreiflügelbild aus der Kirche Ottenberg in Hessen, mit der merkwürdigen Reihe blauer Engel; auch das fünfgetheilte Werk des Meisters Wilhelm hätte man gern gehabt und von den späteren den fabelhaften Cranach, die Madonna mit dem Apfelbaum. Von Vohner fehlt sehr viel. Die berühmten Kölner und münchener Bilder konnte man wohl der riesigen Versicherungen wegen nicht herüberschaffen; die Ausstellung hat schon für fünfzehn Millionen zu zahlen. Man sieht nur noch einen gekreuzigten Christus mit einer Reihe von Heiligen (aus dem Germanischen Museum), in dem wiederum die glänzende und warme Malerei über die schematische Darstellung triumphirt, und eine wahre Perle, die Anbetung des Kindes, die schönste Symphonie in Blau, wo das Kleid der Madonna die Schönheit des darmstädter Bildes erreicht und die ganze Legendenlust Vohners zum lieblichsten Ausdruck kommt.

Einen Wunsch hat die düsseldorfer Ausstellung gezeitigt: den nach einer vollständigen Ausstellung Vohners. Wenn es gelänge, alle Werke dieses Meisters einmal so zusammenzustellen, wie die Fra Angelicos in Florenz in San Marco und der Akademie, wäre die Legende von der Ueberlegenheit des italienischen Zeitgenossen Vohners mit einem Schlag widerlegt. Der Deutsche steht wirklich himmelhoch über dem Florentiner. Noch heute saugt jede Miß, die nach Florenz kommt, mit Behagen den Zucker aus den Bildern Fra Giovanni; für die Sühligkeit

Vohners bedarf es feinerer Organe. Wie groß materiell erscheint der Mönch daneben! Sicher steckt ein Künstler in ihm; und in winzigen Bildchen traut er sich zuweilen hervor und bildet im engsten Rahmen eine kleine Welt. Sicher hat er reizende Farben; und er versteht seine Fülligen damit anzuziehen und giebt ihnen das rechte Dekor, den Hintergrund, der ihnen gut steht. Aber ganz fehlt der Geist des Farbigen, die geniale Umwandlung des Brotes in den heiligen Leib der Kunst, wo die Farbe nicht mehr mit einem Namen genannt werden kann und die Legende ihr eigenes Leben spinnt. Er bleibt der Miniaturenmalers; und wo die Aufgabe das Mittel des Enlumineurs übersteigt, klappt die Lücke, die sinnige Menschen vergänglich mit frommer Nahrung füllen. Er verflücht die Legende, während Stephan Vohner die Fläche zum Lobe Gottes schmückt und immer noch ein Heiligeres kannte, das über der überlieferten Geberde blieb, eine göttliche Atmosphäre, die die Figuren mit ewigem Leben ausstattet. Es ist ein größerer, freierer Geist, nicht weniger zärtlich und lieblich als die Anbetung, aus der Fra Angeliko schuf, nur tausendmal reicher. Der Vergleich ist so schlagend, weil hier einmal das berühmte Argument von unserer Vertheilung und Häßlichkeit, das selbst Van Eyck noch nachgetragen wird, nicht ausgespielt werden kann. Hier ist, mit dem selben Maß gemessen, der Eine groß und selbst in der zartesten Empfindung ein ganz männlicher Ausdruck; der Andere kommt selbst in dem Riesenbild von San Marco nicht über die Knabenhafte Unterwürfigkeit hinaus. Man kann Giotto gegen unsere Leute ausspielen; aber nach ihm kommt erst wieder Piero della Francesca in Frage, der die Reihe der italischen Phänomene, der Leonardo und Michelangelo, beginnt. Zu diesem Geist gehört unser kölnner Meister eben so gut wie Van Eyck, der Vater aller höchsten Bestimmung. Uebrigens bietet Düsseldorf Gelegenheit, auch auf dem intimsten Gebiete der Italiener, dem der Miniaturen, Vergleiche zu ziehen; und auch hier wird man aus einzelnen glänzenden Kirchenbüchern der Zeit Vohners die selbe Entscheidung treffen, die in dem Frankreich Fouquets zu Gunsten des Nordens richtet.

Von ähnlicher siegreicher Wirkung ist in Düsseldorf wohl nur die große Madonna im Rosenhag von Schongauer, die dreißig Jahre nach der kölnner Madonna entstanden sein mag. Sie beweist deutlich, wie unabhängig von einander sich schon im fünfzehnten Jahrhundert der Süden und der Norden entwickelten. Das ganz innig Persönliche, das man bei Vohner zu athmen meint, ist hier einer besseren, viel weniger differenzirten Kraft gewichen. Für Vohner findet man kein Gegenstück in der deutschen Literatur seiner Zeit; Martin Schongauer dagegen malt, wie die städtischen Meisterfinger seiner Tage dichten. Er hat nichts von dem phänomenalen Urmalerischen des kölnner Meisters, zu dem sich keine Architektur, kein Gewerbe in intimem Sinn denken läßt, sondern ist ganz und gar der Sohn des Goldschmiedes, der auch in anderen Künsten Bescheid weiß. Alle Liebe eines treuen Meisters steckt in der Rosenhede mit den bunten Vögeln, vor der die ernste Jungfrau sitzt. Das Gesicht des Christkinds ist von dem merkwürdig unkindlichen Ausdruck, den man in vielen Blamen der Zeit findet. Schongauer steht der Meister des Hausbuches nah, vor Allem mit dem köstlichen Liebespaar unter dem Spruchband (des gotthard Museums): ein junger Mann mit rührend fleißig gemachten Locken und ein sittiges Mädchen, das mit drohlicher Geberde eine Quaste des Gewandes ihres Geliebten ansieht, während er die

Hand um ihre Taille legt. Ob die zahlreichen anderen Werke, die unter dem selben Namen ausgestellt sind, wirklich dem selben Meister gehören, bleibt zweifelhaft. Die Beweinung Christi (in der Bresdener Galerie) mit dem merkwürdig starren Leichnam, der sehr schöne Flügelaltar des freiburger Museums mit den grotesken Würstern am Fuße des Kreuzes, endlich die wunderbar ergreifende Auferstehung aus Sigmaringen mit der beziehungsreichen grotesken Physiognomie der Wächter in einem herrlichen Grün auf Gold und die anderen schönen Bilder gehören sicher zusammen, aber haben gar nichts von der Art des Viergepaares, das vielleicht einst einem anderen Meister zuerkannt wird. Hierher gehört auch das herrliche Bild des basler Meisters Konrad Wip mit den beiden am Boden sitzenden Jungfrauen in faltenreichen Gewändern, dem wunderbaren Altar und dem Blick auf die Straße. Von Wip hätte man gern mehr gesehen; etwa die basler Bilder. Er hat nur noch eine prachtvolle Zeichnung hier aus dem berliner Museum . . . Nun aber kehren wir noch einmal zu Vochner zurück, von dem ich vergaß, zwei sehr reizende Flügelaltäre mäßigen Umfanges (aus der Sammlung Kaufmann in Berlin) zu erwähnen. Vochner scheint alle Eigenschaft eines feinsinnigen Kreises zusammengefaßt zu haben, der sich mit dem Tode des Meisters auflöste. Diese im fünfzehnten Jahrhundert ganz allein stehende Kunst verliert sich ungemein schnell und man findet hier kaum die Beziehungen, die in Italien Fra Angeliko mit seinen Nachfolgern verbinden.

In dem unmittelbar folgenden Meister des Marienlebens und den mit ihm zusammenhängenden Künstlern ist die holde Kunst Vochners ganz von dem Einfluß der gleichzeitigen Namen verdrängt. Die beiden Tafeln der Sammlung Trombez in Paris erinnern an die großen Dierik Bouts des brüsseler Museums; nur hat Bouts nie dies ganz Durchgeistigte, das die Elisabeth in der Heimsuchung auszeichnet, eine Roblesse in der Begrüßung, die nicht nur in den langgezogenen Körperformen steckt, sondern ganz portraltähnlich organisch wirkt. In der Anbetung der Könige des selben Meisters (aus dem Germanischen Museum) schmückt sich diese Roblesse mit florentinischer Pracht. Noch edler scheint sie in der bonner Kreuzigung, wo die vier Frauen unter dem Kreuz die vornehmste Anmuth zeigen; ein Bild, das sich würdig den berühmteren der münchener Pinakothek anreißt. Sehr viel äußerlicher, aber noch prächtiger wirkt das Botivbild des Meisters der Heiligen Sippe (aus der Sammlung Carstanjen in Berlin) mit wundervollem Grün in der Landschaft. Die reiche Anbetung der Könige zeigt alle großen Einflüsse der Zeit, Van Eyck, dessen Mann mit der Nefle sich in weicherer Uebertragung wiederfindet, Roger van der Weyden und die Florentiner. Ernst und bedeutender wirkt der wenig bekannte Meister des Heiligen Bartholomäus mit einer Flügeltafel der mainzer Galerie, der würdige Heilige Andreas und die Heilige Columba, in einem merkwürdigen grauen Ton des Gesichtes, der offenbar den grauen Bären an ihrer Seite koloristisch vermitteln soll. Eine kleine, aber ganz hervorragende Heilige Familie und eine weniger bedeutende Anbetung der Könige wurden von der Hohenzollernschen Sammlung in Sigmaringen ausgestellt. Zum ersten Mal meines Wissens sieht man so viele Werke des glänzenden Meisters von Sankt Severin aus Köln zusammen, zwei schöne Altarflügel der Sammlung Weber in Hamburg und vor Allem die beiden Tafeln mit Standfiguren (aus der Severinskirche), von größter Pracht der Details und fürstlicher Haltung.

Noch überraschender wirken die Portraits, die dem selben Meister zugeschrieben werden: das Bildniß einer älteren Frau in schwarzer Pelzjacke und das einer jungen, die den größten Bildnißmaler der Zeit, Bartholomäus Bruyn, vorzubereiten scheinen. Von Diesem sind nicht weniger als zehn glänzende Bilder da, darunter sechs Portraits, eins schöner als das andere, vielleicht das beste das kleine (James Simon in Berlin gehörende) Brustbild der jungen Frau mit der Nelke, wundervoll kostumirt mit dem auf rothem Nieder geknüpften leuchtend schwarzen Kleid und dem köstlich mit Gold gestickten Hemd unter dem Nieder. Auch das Bildniß des Agrippa von Nettesheim (aus der Sammlung Goldschmidt in Frankfurt) mit wundervollen Händen ist von unbegreiflicher Meisterschaft. Merkwürdig lebendig bei großer Blässe wirkt eine Heilige Familie des selben Meisters. Von dem jüngeren Barthel Bruyn ein Diptychon mit einer sehr schönen Stifterfigur und eine Verk. aus Gotha, das Bildniß einer älteren Frau in schwarzem Mantel. Recht gut, wenn auch nicht mit den berühmtesten Bildern, ist der Lehrer des großen Bartholomäus Bruyn, Joos van der Beke von Cleve, der Meister des Todes Mariae, vertreten, namentlich mit der kleinen Anbetung der Könige (aus Dresden), einer sehr schönen Heiligen Familie (der Holford Collection in London), einem Johannes aus Patmos und einer Kreuzigung. „Wie seiner Wewöygher,“ seine Kreuze mit geynnetem Wuch zu mahnen,“ erzieht die Meister oft eine schier überfinnliche Wirkung; zumal in dem Johannes giebt dieses Detail eine ungemein packende Dramatik. Sehr schön sind auch seine beiden Bildniß-Pendants aus der Liechtenstein-Galerie.

Dank gebührt den Düsseldorfern dafür, daß sie, ohne die Umstände zu scheuen, das umfangreiche Hauptwerk des niederrheinischen Meisters Jan Joest zeigten, die Flügel des Hochaltars zu Kalkar. In zwanzig Panneaux wird das Leben Jesu geschildert, manchenmal, wie in dem glänzendsten Stück, der Bekehrung der Samariterin durch Jesus am Jakobsbrunnen, mit einer Intimität, einer ehrlichen Innigkeit, die eben so groß und vielleicht noch menschlicher als Van Eyck wirkt, dann wieder mit tollen Geberden, die an die fürchtbarsten Grotesken moderner Japaner denken lassen, so in der Dornkrönung Christi, wo vorn das Profil des Denkers das Schrecklichste der Schrecken offenbart, oder in der Auferweckung mit dem unwiderstehlich ergreifenden Lazarus, immer mit intensivster Sachlichkeit und einem ganz großen Sinn für das Epos. Ob das Pfingstfest (der Sammlung Wesendonk) mit Recht Joest von Kalkar zugeschrieben wird, weiß ich nicht jedenfalls ist es seiner würdig.

Diesen Werken reiht sich, zum Theil ganz ebenbürtig, eine überraschende Anzahl westfälischer Bilder an. In Westfalen tappt die Kunstgeschichte noch im Dunkel; zweifellos wird die düsseldorfer Ausstellung Manches lichten und vielleicht den Meister Konrad von Soest aus dem Anhang des fünfzehnten Jahrhunderts näher bestimmen. Die zwei schmalen Tafeln mit der Heiligen Dorothea und der Heiligen Ottilie gehören sicher zu den feinsten Werken Westfalens und man kann sich nur schwer entschließen, die interessante, aber viel primitivere Tafel mit dem Bischof Nikolaus (aus dem soester Pfarrhaus) eng dazuzurechnen. Auch das der evangelischen Pauli Gemeinde in Soest gehörige Mittelstück eines Altarwerkes, in dem sich noch byzantinische Einflüsse verrathen, scheint aus viel

früherer Zeit zu stammen als aus dem Jahr 1425, wie der Katalog angiebt. Vom liebhorner Meister sind nur zwei kleine, wenig bedeutende Bilder zu sehen; dagegen ein prachtvolles späteres Altarwerk aus dieser Schule, das der Kirche in Alt-Vilken gehört, mit glänzend vertheiltem, tonreichen Grün in der Landschaft, schönem Roth in dem Mantel des Christus und den Kleidern der Anderen auf äußerst geschickt bemaltem goldenem Grund. Auf eine der leider verdeckten Außenseiten ist ein großartiger Sankt Georg gemalt, der wie eine Fresske wirkt; man könnte fast an Uello denken. Noch eine andere Altartafel gehört in diesen Kreis: der Kalvarienberg (aus der Pfarrkirche Maria zur Höhe in Soest). Diese Bilder scheinen auf die interessantesten Meister des Landes vorzubereiten, die Victor und Heinrich Dünwegge. Die ganz köstliche Anbetung des Christkinds zeigt eine blaue Landschaft, die schon ganz modern wirkt. Unter den vielen anderen Werken der Brüder, die hier zusammengebracht sind, alle ohne Ausnahme von höchstem Interesse, steht der Antoniusaltar aus der Stiftskirche in Kanten oben an, dem man mit Recht einen Ehrenplatz gegeben hat. Auf einer der Außenseiten spielt sich die lieblichste Versuchung des Heiligen Antonius ab. Man sieht durch ein Fenster eine Landschaft mit dem Heiligen und habenden Frauen. Ein einfacherer Franciabigio könnte sie gemalt haben. Den Kreis schließt Ladger to Ring mit glänzenden Bildnissen.

Aus Brügge ein kleines, höchst amuses Bild unbekannter Herkunft, Adam und Eva im Paradies, vom Grafen Beißel von Gynnich auf Schloß Frens, weit entfernt von großen malerischen Qualitäten, eher gewerblicher Art, — es könnte beinahe gehämmert sein —, aber so broilig naiv mit den beiden Menschenlein unter dem Apfelbaum und der listigen Schlange, die einen richtigem Weiberkopf trägt, daß man das lustige Bildchen gleich lieb gewinnt. Memling ist durch den schönen Hieronymus der Frau Burckhardt vertreten. Die beiden früher ihm zugeschriebenen Tafeln (des Fürsten zu Wied) aus dem Leben des Heiligen Martin hätten, nachdem sie heute als Werke des Simon Marimon nachgewiesen sind, den Stolz der Pariser auf ihrer Primitiven-Ausstellung gebildet. In Düsseldorf treten sie, trotz ihrer wundervollen Korrektheit, durchaus nicht schlagend hervor. Ein anscheinend brügger Gemälde von ungleich größerer Wirkung hat Sedelmeyer geschickt, die Maria mit dem Christkinds auf blauem Grund, monumental in dem einfachen Umriß und dabei unendlich malerisch. Der Katalog nennt es Gerard David. Mir schien eine gleichwerthige Madonna der Sammlung Wals in Bonn, die einem unbekanntem flandrischen Meister um 1520 zugewiesen wird, von verwandter Herkunft. Beide sind offenbar in der Nähe Davids entstanden. Von dem sogenannten Meister der Sieben Schmerzen Mariae eine wundervolle Maria Magdalena in dunkellila Kostüm. Noch werthvoller das kleine Triptychon der selben Zeit aus englischem Händlerbesitz, ein Bildchen, das eine ganze Welt enthält und das man getrost neben die Perlen in Brügge stellen könnte. Ein echter Woffaert, wenn auch Wiederholung, mit der typischen Architektur und der pikanten Farbe, scheint mir die Madonna des Freiherrn von Hübel, schöner als die gleichfalls Mabuse genannte Madonna des Kunstvereins zu Münster. Daran schließen sich außerordentlich schöne Portraits der Blamen, zumal das eines bartlosen Mannes, das Colnaghi gehört, und ein großzügiges Bildniß eines Eborherrn von Quinten Massys aus der Dieckstein-Galerie. Wenige, aber ganz hervorragende flamische Landschaften; Patinir

mit drei herrlichen Bildern, zumal einer einzigartigen Kiste auf der Flucht nach Egypten (aus der Sammlung Wesendonk) und einem schönen Gebirge der Frau Burckhardt. Uebrigens findet man auch auf mehreren religiösen Bildern der Brügger Schule ganz hervorragende Landschaften, so die köstlichen Häuser des Hintergrundes der Heiligen Familie, die dem Großherzog von Hessen gehört. Einem antwerpener Meister, der unter Dürers Einfluß stand, wird die thronende Madonna des Freiherrn von Twickel zugeschrieben. Dürerhast ist nur das Nüßige an dem Bilde. Der Werth liegt in der verblühenden Fleischmalerei; solche Frauenstirnen hat nur Rubens und nach ihm Renoir wieder gemalt. Man könnte ein Loblied auf den Manierismus davor anstimmen; der erste Eindruck ist so unerquicklich wie möglich, die ganz ungeordnete Farbe, zumal die flauere rothbraune Draperie, die von den Engeln gehalten wird, abstoßend, aber diesen ersten Eindruck hat uns die moderne Kunst überwinden gelehrt; und wenn man erst dies Fleisch gesehen — man könnte fast sagen: berührt — hat, ändert sich Alles und man findet sogar außerordentliche psychische Tiefen in dem Bild, besonders in dem merkwürdigen Christkinds. Uebrigens steht das Bild sicher dem Massyskreise sehr nah. Von Massys selbst noch zwei glänzende Tafeln mit dem Heiligen Johannes und der Heiligen Agnes der Sammlung Carstanjen in Berlin, in prachtvollen rothen und violetten Gewändern. Massys hat selten seine große Kunst so rein und taktvoll genutzt, fast ohne eine Spur seines Manierismus. Aus der Sammlung des Fürsten zu Salm-Salm in Anhalt, die eine Menge sehr werthvoller Gemälde beige-steuert hat, stammt eine schöne Maria Magdalena, in reichem Kleid mit rothen Ärmeln, von dem Meister der weiblichen Halbfiguren, der wie ein Ingres des sechzehnten Jahrhunderts wirkt und vielleicht zu Frankreich gehört; freilich ist sicher nicht Janet Clouet, wie Wichhoff annimmt. Aus der selben Sammlung eins der reizendsten niederländischen Bilder der selben Zeit, eine humoristische Allegorie: „Wie kommt man durch die Welt?“ Ganz kleinen Umfangs, von überraschender Feinheit zumal in der Landschaft, die auf einen Meister ersten Ranges deutet. Dem Fürsten Wied gehört eine schöne Anbetung der Könige von Henri met de Vles.

Wieder einmal, auch auf dieser Ausstellung, überrascht der Ältere Cranach. Man kennt die meisten Bilder von den Cranach-Ausstellungen der letzten Jahre. Nur fünf Werke, aber alle ersten Ranges; zwei reizende Knabenportraits aus dem Jahr 1526, von feinsten Kalligraphie in der Malerei der Vocken und unwiderstehlicher Distinktion der jungen Jüge; dann die Madonna auf der Holzbank in der ganz trockenen Art Cranachs und doch so wunderbar wirkend mit den großen Umrissen auf dem blauen Grund; die Madonna mit dem Kuzen, das goldige Haar im Winde flatternd, und endlich die köstliche Legende, der Liebesgarten, ein Neigen nackter Männer und Frauen in paradiesischen Gefilden. Man wird vielleicht einmal wagen, unseren Cranach neben Botticelli zu stellen. Sicher wird er nie zu der Mode werden, die von Botticelli das Kostüm entnahm; dafür ist der Deutsche zu ungeschicklich und hält seine Wirkungen viel zu ernsthaft zusammen. Aber wenn Botticelli heute unter der Mode leidet, die eben so treulos wie schnell entflammt ist; Cranach erobert sich langsamere bleibende Freunde. Die Sprödigkeit, die sich dem nur auf das Gekünstelte gerichteten Sinn widersetzt, wird zum Halt, wenn einmal der Bann gebrochen ist. War manches Andere

ließe sich noch zu einer Parallele mit Italien gebrauchen, bei der wir nicht unbedingt zu kurz kämen. Die herrliche burgundische Portraitbüste Philipps des Guten ließe sich neben die besten Bronzen des Quattrocento stellen. Zu dem Reigen Cranachs bietet der Verlorene Sohn des Hans Sebald Beham mit dem blonden Mädchen und der unbeschreiblichen Landschaft ein würdiges Gegenstück.

So viel über die bei uns gewachsene Kunst; sie ist reich genug vertreten, um der Ausstellung eine einzige Bedeutung zu sichern. Und trotz dieser Ansammlung von Kostbarkeiten weiß man nicht, ob die von der rheinischen Kunstpflege geschaffene Abtheilung fremder Künstler nicht mindestens den selben Rang verdient. Wie um uns zu mahnen, die eigene Kraft nicht zu überschätzen, ist ein glänzendes Werk der Kunst Italiens da, die Leda mit ihren Kindern aus der Sammlung des Fürsten zu Weid. Die Ausführung ist wohl kaum ganz von Lionardo. Die bräunliche, blau geäderte Farbe der Leda erscheint zu materiell für den Maler der Joconda; doch sicher gab er den Bau des Bildes, entwarf den Körper der Leda, die herrliche Anordnung der Gruppe, die glänzende Vertheilung von Licht und Schatten. Aus der selben Sammlung ein schönes Luini, Heilige Familie, und das glänzende Portrait des Dichters Clement Marot von Tizian. Der Orco Justis ist die dritte Replik des berühmten Gemäldes der Kathedrale zu Toledo. Eine bessere befindet sich in der pariser Sammlung Cherauy, aber auch die Justis hat schöne malerische Seiten.

Uebervältigend ist der Reichthum an nordischen Bildern des siebenzehnten Jahrhunderts. Von den Blamen ein schönes Familienbild von Coques und ein Männerbildniß von De Vos: mehrere weibliche Van Dycks, die glänzende Malerwerkstatt des Joos van Craesbeck aus der D'Altenberg-Sammlung in Brüssel und unter Anderen aus der selben Sammlung das Geschlachtete Kalb von dem jüngeren Teniers, eins seiner Meisterwerke, in einem blonden Rosa von größtem Reiz. Man kann in Düsseldorf die ganze holländische Landschaft studiren oder mindestens die Künstler, die uns heute am Meisten interessieren, da sie Alles vorbereiten, was die moderne Kunst ausgebildet hat. Von Lionardo scheidet uns eine Welt und wir werden sie kaum je wieder überbrücken; so göttliche Menschen wie er kommen wohl nie wieder; und eben so oder fast eben so weit bleibt unsere Kraft von einem Rembrandt entfernt. Nur Bruchstücke seiner gewaltigen Art sind unseren Fähigkeiten möglich. So meint man, die Art des gewaltigen lachenden Selbstportraits in gewissen großen Modernen wiederzufinden, in einem Daumier, in einem Géricault. Der kleine Christ und das Weib mit dem blonden Haar erinnert an manche figürliche Corots. Die herrliche waldige Landschaft, ein würdiges Gegenstück zu der kleinen Ferkle in der londoner Nationalgalerie, hätte Constable begeistert und das Damenbildniß mit dem weißen Haaransatz deutet auf Gainsborough. Für Den, der die große Rembrandt Ausstellung nicht gesehen hat, ist das Bild mit den habenden Nymphen — Diana und Actaeon — aus der Sammlung Salm-Salm eine Offenbarung der ersten Zeit. Rembrandt als lieblichster Lyriker, wie er sich in der thürlichen Nymphe, die sich mit dem Oberkörper aus dem Wasser hebt, oder in der zusammengedrängten Gruppe auf dem Lande ausspricht, ist nichts Gemeinsames. Die Drolligkeit in der thürlichen Göttin ist schon eher bekannt. Gänzlich ist die Tonkunst an der Stelle mit dem Jäger. Uebrigens sah man auf

der Ausstellung einen Ahnen Rembrandts in dem Flügelaltar eines holländischen Primitiven (aus der dresdener Galerie), in dem man schon Etwas von der großen Lichtkunst Rembrandts zu erkennen glaubt. Deutlicher ist die Beziehung des Franz Hals zu den Heutigen. Das Brustbild einer Frau, das neben dem ähnlichen Frauenportrait des Vouvre hängen könnte, sagt den Ton Cézannes voraus. Freilich: wer könnte heute solche Hände malen? Auf dem Frauenbild (der Sammlung Garstang) mit der rechten Hand auf der Brust, das den selben herrlichen Ton à la Cézanne zeigt, ist mit der Hand ein wahres Bravourstück versucht und es bleibt unbegreiflich, daß man nicht von der Absicht verstimmt wird. Bei dem Fischermädchen der selben Sammlung denkt man an Manet. Auch der moderne Manierismus streckt schon in Hals. Der Trinker der Sammlung D'Artenberg mag zu seiner Zeit wie heute ein Sievogt gewirkt haben, ist mir aber immer noch wesentlich lieber. Werthvoller scheinen die Bildnisse aus der wormser Sammlung des Freiherrn von Deyl, zumal das der Frau, wie ja überhaupt vielleicht nicht die verblüffendste, aber die vornehmste Kunst des Franz Hals in seinen Frauenportraits streckt. Freilich fehlt auch der Ausstellung ein Männerbild von der Größe des Jan Hondecoet Brüssels. Aus dem Franz Hals-Kreise zeigt die Ausstellung ein großes Genrebild mit Zechern von Molenaar.

Sehr viel überraschender sind die Parallelen, die sich aus den Werken der holländischen Landschaftler ergeben. Die beiden Ziele der Modernen, Licht und Strich, waren den Holländern nicht weniger deutlich als irgend einem unserer Impressionisten. Der Strich tritt am Deutlichsten bei der Gruppe Van Goyen, Pieter Molyn und Aert van der Neer hervor. Das Flusser des Van Goyen wirkt wie das Werk eines japanischen Impressionisten, aber ist noch um Vieles einfacher: die Farbe ist der bekannte neutrale, grünliche und bräunliche Ton, also kaum vorhanden; nur durch die Bewegung, durch den Pinsel kommt das Farbige hinein. Auch die Landschaft mit der Gruppe der Kriegsgleute (aus der selben Sammlung) und der beiden Bilder der düsseldorfer Sammlung des verstorbenen Malers Werner Dahl sind wahre Perlen des Malerischen. Drei Winterlandschaften des Aert van der Neer geben glänzende Proben der prickelnden Kalligraphie dieses Modernsten unter den Alten. Die Silhouette des Hintergrundes auf der besten Landschaft, die dem Professor Gög Martins in Kiel gehört, ist vom Geist Jongkinds, des großen Vorläufers der Monet und Sisley. Die Art, wie die Modernen, besonders Monet, das Wasser behandeln, kommt zuerst in Salomon van Rujsdael, dem Genossen Van Goyens, zum Vorschein, so auf der Flussmündung der Sammlung Von der Heydt. Wie Goyen, giebt Salomon van Rujsdael den rapiden Natureindruck, sowohl in seiner Schilderung des Wassers wie in der Art seiner Behandlung des Buschwerks. Seine Staffage hat nicht die Spur von Genre-malerei. Auf dem Flussbild der Sammlung Michel in Mainz ist die Föhre mit Menschen und Vieh nur wie ein schönrr farbiger Fleck gegeben. Sein Neffe Jakob legte auf größere Sachlichkeit Gewicht, verlor aber dabei das Bewegliche und Bildhafte der Werke des Aelteren. Der Birkenstamm mit dem Waldbach aus der Galerie des Freiherrn von Ketteler ist sicher ein Hauptwerk des Meisters von großer Pracht, stellt aber die viel vornehmere Art des Andern nicht in den Schatten. In der petersburger Ermitage in Petersburg hängt eine Variante des Birkenstammes. Hobbema concentrierte diese Art und reinigte sie. Er erfand eine neue

Physiologie der Landschaft von glänzenden Farben und sprühenden Lichtern. Die Decke am Waldestrand in dem silbrigen Ton, in den der Wagen mit den roth gekleideten Bauern so glänzend hineinpast, ist eins seiner lieblichsten Werke und zeigt genau, wo der Entdecker der modernen Landschaft anfing: Constable.

Alle diese Künstler, die mit virtuosem Pinsel und mit der Farbe wirken, kommen in Düsseldorf glänzend zur Geltung. Aber es fehlt auch nicht an den Seltenen der modernen Sorte, bei denen das Materielle des Handwerks zu verschwinden scheint, die Farbe ganz in den Ton aufgeht und der Pinsel sich auf das größte Wunder der Malerei beschränkt: die Lichtwirkung. Rein Holländer ist je darin dem großen Velbert Cuypp nah gekommen. Düsseldorf zeigt eins seiner herrlichsten Werke, das sich neben die Perle der Dulwich-Galerie stellen läßt, aus dem Besitz der Frau von Carstanjen. Es ist ein Hirtenidyll, wie die meisten seiner Bilder. Eine braune Kuh, von dem farbigen Braun des großen Bildes der londoner Nationalgalerie, eine zweite schwarzweiß gesteckt. Bei ihnen ruht der Hirt; ein Wenig abseits deutet eine Hirtin mit weit ausgestrecktem Arm in die Ferne. Das Wunderbare der Kunst ist ihre Fähigkeit, die Dinge zu verewigen, sie mit all den Reizen auszustatten, deren die glücklichste Erinnerung an einen bezaubernden Vorgang fähig ist; das Immaterialisiren des Vorganges, daß nur bleibt, was dem ästhetischen Sinn allein zugänglich ist. Alle Mittel großer Künstler zielen immer nur dahin, einen Kosmos für das Unvergängliche zu schaffen, das Gesetz zu realisiren, das ihre Vorstellungen enthält, Werke zu schaffen, in denen ihre Liebe zur Schöpfung aufbewahrt wird. Ihre Bilder sind wie Gefäße, durch deren Wandungen man hindurchblicken muß, um des Inhalts theilhaftig zu werden. Der Profane nimmt das Gefäß für den Inhalt und schließt von der Farbe und der Form des Glases auf das göttliche Getränk. Viele Meister — und es sind nicht die schlechtesten — erschweren die Durchdringung dieses Außerlichen aus edler Scham, aus Stolz, aus einem Mangel, der oft die glänzendsten Vorzüge verdeckt. Sie geben sich als Koloristen, als Lichtkünstler, als Kalligraphen, als Realisten und Virtuosen, und wer nur dieses Materielle an ihnen lernt, bleibt ihrem Wesen fern. All Das ist nur Schlacke. Bei Keinem ist die Schlacke so undurchdringlich wie bei Rembrandt; sie zieht den Blick, der zu ihm dringen will, fast zu Boden; kaum Einer wandelt so unverschämte, so rein, so ganz und gar auf den ersten Blick Genie wie Cuypp, der Poussin Hollands. Vor seinen Bildern glaubt man, leichter zu atmen, bevor man noch sieht, was sie darstellen, und sie stellen fast nichts dar, Nähe, Hirten in einfachen Landschaften, und doch besüßelt sich die Seele nicht weniger leicht als vor den Götinnen der Poussin und Claude, vor den Bildern der Antike, vor den reinsten, glücklichsten Dingen der Kunst. Daß sich die Holländer sträubten, die Renaissance mitzumachen, erklärt ein Blick auf Rembrandt, Cuypp und Van der Meer. Die's Großen waren durch und durch antik und konnten das stilifteste Kleid verachten. Ihre Art berührte den Sinn der Antike, bevor dieser den Marmor belebte, und fand in der Leinwand eine eben so natürliche Form wie die Griechen in der Plastik. Was Plastik ist, wird man immer nur an Phidias lernen, das Urplastische, das seiner selbst wegen da ist; das Urmalerische, ohne alle anderen Momente, wie es auf natürlichste Weise aus dem Pinsel rinnt, lehret die holländische Kunst besser als jede andere, selbst als

die glanzvolle Malerei Venedigs. Die Italiener wollten auch noch pathetisch sein; und es gelang ihnen über jedes Maß hinaus. Sie wollten ihre Paläste schmücken, der Kirche, den Fürsten, den Frauen dienen. So ein Holländer malt für sich selbst allein und man fühlt mit unwiderstehlicher Gewalt, daß er allein ist; der Abschluß bringt alle Lebensgeister des Künstlerischen zur stärksten Wirkung. So malte, träumte, dichtete Cuypp seine Geschichten von Kühen: und das menschliche Atoma in seinem Werk ist so stark, das Göttliche in diesem Menschenthum heute noch so kristallhell und ganz und gar unhistorisch, daß man vor jedem Bild einen gewaltigen Auck spürt, als malte Einer von den Heutigen eine uns aus dem Herzen genommene Sache. Das Licht ist sein Hauptstab. Es ist ein anderes Mittel als der Sonnenstich der Pleinairisten zweiten Grades von heute oder — eigentlich — von gestern. Nicht Dieses oder Jenes leuchtet in dem Bilde: das Ganze strahlt, von innen heraus erleuchtet. Das Licht ist ihm die innere Kraft, der Rhythmus, der einen Vers von Goethe unsterblich macht, das Unerklärliche, das nicht Erscheinung, sondern Wirkung giebt, wie an der Sonne nicht der merkwürdige goldene Ball in den Wolken, sondern das Licht im Winkel des Zimmers, das von ihr kommt, die Kraft, die den Kelch der Blume öffnet, das Wunderbare ist. So leicht wie Cuypp gelingt es Keinem, uns zu wärmen. Das Bild hängt im selben

~ Saai wie der 'achterste alle vromotants, von veini iq sprach; teili vriß aucteren Ranges, aber schließlich ein Rembrandt aus guter Zeit, von gewaltiger Tappe. Sieht man von ihm zu dem Cuypp hinauf, so meint man, von der Erde zum Himmel emporzuschauen. Dort ein schwer athmender, gewaltig ringender Mensch, hier ein Götterjüngling, der spielend die Welt bezwingt. Bei dem Kermel des ausge Streckten Armes der Hirtin dachte ich an das schaumige Weiß in dem Ärmel des Papstportraits in Rom, des schönsten Velasquez, und mußte mich vor der Keckerei hüten, nicht das simple Kleidchen dieser thörichten Hirtin über die Pracht des Anderen zu stellen. Das Federleichte der Pracht Cuypps wiegt viele Perlen auf.

So vollendet in seiner Art malt außer Rembrandt nur Van der Meer; und auch von diesem Seltensten der Seltenen hat die Ausstellung ein kleines Bild von rührender Schönheit: das zarte Mädchenprofil mit dem blauweißen Tuch um die Schultern auf braunem Grund (aus der D'Urenberg-Sammlung), das an das berühmte Frauenbild im Haag erinnert. Zwei Bilder eines wenig bekannten Lichtkünstlers, des Jan van de Capelle, verdankt man der selben Sammlung und der Frau von Carstanjen. Namentlich das zweite, die Windstille auf einem mondscheinartig von der untergehenden Sonne beschienenen Fluß, ist reizvoll, dem stockholmer Hafensbild verwandt, aber besser. Auf Weiden sind Laub, die schwärzlichen Wolken und das Wasser in der typischen, seidigen Art des Meisters. Turner baut sich darauf auf; aber man muß schon eins der allerbesten Bilder Turners, wie das Seebegäbnis in der selben blau-weiß-schwarzen Stimmung, nehmen, um nicht von dem Unterschied zu Ungunsten Turners betroffen zu werden. Der alte Holländer beherrscht sein enges Feld mit bewundernswürdiger Sicherheit, während Turner mit viel größeren Ansprüchen um eben so viel zurückbleibt.

Mit einer Anzahl kostbarer Werke sind die reinen Koloristen vertreten: woran der Vater Cuypp mit den köstlichen Zwillingen der Sammlung Weber, in gelben Röcken und purpurnen Jacken; mit einem sehr schönen Interieur Pieter de Hoogh, der bekannten Frau am Fenster, in kostbaren Farben, im

Hintergrund ein schöner Durchblick nach Gang und Garten, wie ihn der Meister oft gemalt hat. Ein großer und glänzend kolorirter Ter Borch, die Ankunft des Gesandten, wurde von der Stadt Münster geschildt; die Landschaft auf dem Bilde ist nicht von der Hand des Meisters.

Die eigentliche retrospektive Ausstellung schließt mit dem siebenzehnten Jahrhundert. Aus dem achtzehnten sah ich nur einen sehr niedlichen Creuze, La dissonne de bonno aventure, einen leidlichen Reynolds und namentlich die reizende Gruppe der Familie Calas von unserem Chodowiedt, bei deren Anblick sich lebhaft der Wunsch regt, einmal alle Bilder dieses mit Unrecht nur als Stecher bekannten Saint-Aubin der Deutschen zusammen zu sehen. In einem kleinen Kabinet hat einer unser vornehmsten Sammler, der Maler Deber in Düsseldorf, ältere deutsche Bilder des neunzehnten Jahrhunderts vereint, ein paar auffallend gute Andreas Schenbach kleinen Umfanges, ein paar Runkelachs, einige zum Theil recht gute Gemälde des Thiermalers Burnier, Bilder von Anauß und eine sehr schöne Landschaft Böcklins aus dem Jahr 1850, von einer Vornehmheit der künstlerischen Befinnung, gegen die Alles, was Böcklin später gemacht hat, weit zurücktritt. Menzel hat eine eigene, sehr interessante Ausstellung, der man nur eine bessere Anordnung gewünscht hätte; die Räume passen nicht recht zu dieser persönlichen Kunst. Hier überraschten wohl am Meisten mehrere Landschaften des jungen Menzel; von lebendigstem Sinn für Farbe und Bewegung, offenbar, wie auch die in Dresden ausgestellten ähnlicher Art und wie die entsprechenden der Nationalgalerie, unter Constables Einfluß. Wie eine Anstaze vor Kurzem feststellte, waren am Anfang der vierziger Jahre mehrere Constables im Hotel de Rome in Berlin zu sehen; damals hat Menzel des großen Engländers Kunst kennen gelernt und dadurch eine wesentliche Förderung seiner Malerei erfahren. Man kann bedauern, daß dieser Einfluß in Deutschland auf Menzel beschränkt blieb, — wenn man nicht etwa annehmen will, daß auch der seine Spitzweg, der in seiner Zeit so alleinstehende malerische Dinge schuf, und ein paar andere, heute vergessene Künstler aus Constable Vortheil zogen.

Man sieht aus diesen Andeutungen, welchen Anspruch auf die Dankbarkeit der deutschen Kunstwelt Düsseldorf neuerdings erworben hat. Außer dem noch von der vorigen großen Ausstellung her rühmlich bekannten Domkapitular Schnitzgen in Köln hat sich namentlich Professor Clemen in Bonn in nie genug anzuerkennender Weise um die Ausstellung verdient gemacht; und neben ihm Dr. Zitwenzich-Richarz, der Verfasser des Bilderkataloges und des bei Bruckmann erscheinenden glänzenden Werkes über die alten Meister der Ausstellung, auf das ich bei dieser Gelegenheit gern und nachdrücklich hinwelse.

Julius Meier-Graefe.



Ballade und Drama.

Deutsches Balladenbuch. Verlag von Georg Müller in München

Statt einer Selbstanzeige ein Fragment der Einleitung:

Das Wesen der Ballade ist Vortrag. Das bedingt ihre Stoffe, ihre Farbe und Gestaltung, Form und Sprache. Der Zweck, vor Mehreren vorgetragen zu werden, giebt ihr gewisse künstlerische Gesetze, wie sie all die Kunstformen entbehren, deren Wesen nicht eine bestimmte Art der Wiedergabe und des Ausgenommenwerdens bevorzugt, also zur Bedingung der größtmöglichen Wirkung macht. Der Eindruck kürzerer, in sich geschlossener, stark unter dem Willen der dargestellten Gestalten stehender Stücke des Epos wird unter dem Vortrage mächtiger, mitreißender geworden sein, als es das Epos sonst zu sein pflegt; der Vortragende — und in ihm gewiß häufig der Dichter — wird in seiner eigenen Ergriffenheit bei all solchen lebens- und willensvolleren Stellen sofort neue Möglichkeiten der Wiedergabe, der schauspielerischen Verkörperung der Gegensätze in seinem Vortrag gefühlt und genutzt haben. In ähnlicher Weise muß der Sänger des Volksliedes da, wo nicht reines selbstgenugames oder entsagendes Gefühl, sondern Gefühl, das sich zum Willen, zur That verdichtet, das in Gegensätzen, in Wechselrede sich entläßt, seine dichterische Anregung war, zu einer mehr als lyrischen Wirkung aufgestiegen sein. Tritt starkes Gefühl ins Epos ein, so muß es sich, um mit der gegenständlichen epischen Welt in organische Verbindung zu kommen, in Willen umformen. Verdichtet sich das lyrische Gefühl des Liebes zum Willen, so fordert es gegenständliche Welt zur Bethätigung. Epos wie Lyrik verlieren ihren eigentlichen Charakter dabei und nehmen gemeinsame dramatische Züge an. An dieser Stelle der Entwicklung steht die Ballade. Sobald sie sich als Form herauszugestalten begann, war für sie der Vortrag vor vielen Zuhörern mehr als ein Nothbehelf: er erst ermöglichte ihre höchste Wirkung, die dramatische, sowohl in der schauspielerisch durchlebten Wiedergabe durch den Vortragenden als auch in der wachsenden Steigerung, wie sie alle Willenskunst vor einer größeren Zuhörermenge erfährt.

Die Ballade ist nordisch-germanischen Ursprunges. Sie senkte ihre Wurzeln ins Volkslied, das stets viele gegenständliche Elemente enthielt und auch schon die überganglose Kürze und Prägnanz dramatisch ergreifender Wirkung hatte; auch stofflich zeigen eine Reihe von Balladen die größte Verwandtschaft mit dem Volkslied. Doch wurzelt die Ballade auch im Epos. Noch bis in die neueste Zeit ist diese Zweifelt des Ursprunges in Kunstballaden zu fühlen. Wo die Ballade Stoffe der Heldensage behandelt, ist sie fast immer epischer, breiter, zusammenhängender. Liebesballaden und all die balladenhaften Gedichte, in denen allgemeines Erleben Gestalt wird, geben meist nur die äußeren Geschehnisse an ein paar charakteristischen Wendepunkten und lassen die inneren Vorgänge errathen.

Das Wesen der Ballade wird am Klarsten, wenn wir sie mit dem Epos vergleichen. Auch das Epos war zum Vortrag bestimmt, aber nur zufällig an den Vortrag gebunden. Es hat keine in dem Maß festen Gesetze wie die Ballade, keine in dem selben Sinn eindeutige künstlerische Wirkung. Geschiehtlich ist eine merkwürdige Thatsache festgestellt. Die großen alten Heldeugesänge machten

mehrfach große Umfangswandlungen durch. Sie waren im neunten und zehnten Jahrhundert zusammengedrumpft, im zwölften und dreizehnten geblieben sie wieder zur epischen Breite und machten im vierzehnten Jahrhundert wieder eine ganz auffallende Wandlung nach der Kürze hin durch. Es ist bedeutsam, daß zugleich mit der Verringerung des Umfanges die der Ballade eigenthümliche Strophenform eintritt. Diese Wandlungen sind lehrreich. Die Ausbreitung des Volksliedes — für diese Zeit sind kurze Lieder sehr gebräuchlich gewesen — mag auf die Umformung des Epos eingewirkt haben. Der ästhetische Thatsbestand, den wir hier vorliegen haben, ist der einer außerordentlichen Vertiefung der epischen Kunst. Das Epos rechnete auf die intellektuelle Spannung. Seine Wirkung beruht zum Theil in dem neugierigen Interesse: Wie wird es weitergehen? Eine Wirkung, die nothwendig auf Den, der das vorgetragene Epos kennt, nur sehr gering sein kann. Einen Beweis dafür, daß die epischen Sänger Dirs selbst empfanden, bietet die Thatsache, daß in viele Heldengebichte immer neue abenteuerliche Zwischenstücke eingeflochten wurden, woraus sich die erwähnten Umfangserweiterungen ergaben. Wenn wir die Wirkung auf den Zuhörer ansehen, finden wir auch hier in der Ballade das Drama. Sie setzte weder das rein epische Interesse voraus noch rein lyrische Theilnahme. Sie wandte sich an keine intellektuelle Spannung, sondern an eine Gemüthsspannung, sie erregt das Innere der Hörer bis zum Willen, zum betrachtenden Willen, vor dem — ja: in dem — sich auch das Drama abspielt und für den das Wissen um die vorgeführte Handlung ganz gleichgiltig ist, da er nach einer Auslösung der angespannten und fortwährend in Spannung gehaltenen Gefühle verlangt.

Die dramatische Form hat höchsten Formwerth: größte Mannichfaltigkeit, die, vom Willen durchstränkt, zur Einheit zusammenschließt. Das Epos wie die Lyrik haben einen geringeren Formwerth; das Epos entbehrt im höchsten künstlerischen Sinn der Einheit, das Lied der Mannichfaltigkeit. Die Ballade erweitert das Lied zu größerer Fülle, ohne die Einheit aufzugeben. Sie ist eine Vorstufe des Dramas auch in dem Sinn: des höchsten dichterischen Formwerthes.

Es ist anzunehmen, daß der Vortragende Balladen stark dramatisch wiedergab und die Worte mit lebhafter Mimik begleitete. Das breite Epos verlangte schon rein physisch einen wesentlich ruhigeren Vortrag.

Das Drama hat einen Kampf darzustellen, starke Gegensätze herauszuarbeiten und zu einem endgiltigen, entscheidenden, entwicklungslosen, für alle Zeit einseitigen Ergebnis zu führen. Dieser strengsten künstlerischen Forderung genügt nur die Tragödie. Nur der Untergang des Helden ist eindeutig, unwiderlich. Aber das Drama hat diese höchste und strengste Form nicht immer erfüllt. Es begnügt sich oft, die Zuschauer, statt mit einem unabänderlichen Ergebnis, mit einem Gefühl, einer Frage, vielleicht sogar einer Lehre zu entlassen. Es vergißt seine Aufgabe, einen Kampf zu geben, gelegentlich über Stimmung oder Seelenschilderung und giebt nur einen schwachen Nothbehelf für den Kampf: Entwicklung und Wandlung. Wie das Drama selbst, irrt auch die Ballade häufig von ihrer dramatischen Aufgabe ab, nähert sich hier der rein gefühlmäßigen Wiedergabe eines Zustandes, dort der breiten Kleinschilderung. Der Sprachgebrauch erlaubt hier keine scharfe Trennung; zumal die Abweichungen

von der Urform bei der Ballade — in Folge ihrer Kürze und der epischen Bestandtheile in ihr — nicht so schwere Verfehlungen bedeuten wie beim eigentlichen Drama.

Die Gestaltung, die der Stoff annimmt, wenn er zur Ballade wird, ist eine szenische. Oft ist es gelungen, den Stoff in einer prägnanten Szene zu bewältigen. Mehrere Szenen sind häufiger. Manche ältere Ballade reißt sogar sehr viele einzelne Szenen, die aber jede für sich deutlich umgrenzt sind, an einander. Spätere theilen die Ballade oft in zwei, drei größere Abtheilungen, die je eine Szene umfassen. Die in sich dramatischen Szenen stehen häufig in einem epischen, nicht dramatischen Verhältniß zu einander. Das heißt: die spätere ergiebt sich nicht ganz mit nothwendiger Folge aus der früheren; ein gewisses Belieben des Dichters bleibt fühlbar.

...Wir Heutigen haben die Ballade neben dem Drama, die Vorstufe neben der Erfüllung. So übt die Ballade nicht mehr die volle dramatische Wirkung, die sie einst unbedingt hatte. Wohl aber fühlen wir die Verwandtschaft der beiden gewordenen Formen noch heute. Klingt nicht der „Macbeth“ wie eine große, gewaltige Ballade in uns nach? Und steigt aus der Ballade von Edward, der auf Geheiß der Mutter den Vater tötete, nicht eine schwere, furchtbare, der Orestie gleichwertige Tragoedie vor uns auf?

Da ich beim Anzeigen bin, will ich sogleich auch noch melden, daß im Verlag von Schuster & Voelfler ein Essay über Annette von Droste-Hülshoff (Band XI der „Dichtung“) erschienen ist, in dem ich das merkwürdige Wesen dieser Dichterin von einer neuen Seite zu erfassen versuche.

Seeheim.

Wilhelm von Scholz.



Wer vertheuert das Geld?

Seit der vorigen Woche hat die Reichsbank Deutschlands Handel und Industrie ein Diskonto von fünf Prozent diktiert. Das ist die selbe Reichsbank, die zunächst ihre Reichsschatzscheine an zahlreiche Zwischenfirmen glücklich absetzte und bald danach eine solche Zinserhöhung verfügte, daß diese Zwischenfirmen auf ihren neuen Beständen wohl noch einige Monate sitzen bleiben müssen. Ob dieses Verfahren, so weit es zugleich eine Ueberraschung bietet, höchst loyal genannt werden kann: Das ist eine Frage, über die sich Gewinner und Verlierer schwerlich einigen werden. Im Ganzen aber leidet die öffentliche Wohlfahrt nur wenig unter den getäuschten Erwartungen der Bankenkreise, die, statt des erhofften Konfortialnutzens von $\frac{1}{2}$ Prozent, nun eher Schaden haben dürften. Die Herren konnten ja auch rechtzeitig den Muth ihrer Erfahrung zeigen, nach der es vermessen ist, gerade im Herbstbeginn mit einer Anleihe herauszukommen. Doch gegenüber der Bureaucratie — und zu der werden Reichsbank, Seehandlung und Centralgenossenschaftskasse nun einmal gerechnet — haben sich unsere Praktiker eben das Schweigen angewöhnt.

Der wirkliche Druck einer so rapiden Diskonterhöhung trifft unsere Kaufleute und Fabrikanten, die plötzlich, ohne daß sie ahnen konnten, die zweifel-

hafte Klugheit der offiziellen Bankpolitik mit einem vollen Prozent an ihren Wechseln und an ihrem Lombard bezahlen müssen. Das ist aus zwei Gründen schlimm. Erstens ist der Diskontsatz heute ein Faktor in nur allzu vielen Waarenkalkulationen, durch die zum Theil nun vielleicht ein unangenehmer Strich gemacht wird; und zweitens haben wir auch noch mit der Konkurrenz des Auslandes zu kämpfen. Oder glaubt die Reichsbankdirektion, unseren Exporteuren sei es eine Kleinigkeit, gegen einen um volle zwei Prozent niedrigeren Zinssatz der Engländer und Franzosen noch gute Geschäfte zu machen? Es klingt wie ein indirektes Lob, wenn man jetzt an die sechzehn Monate erinnert, in denen unser leitendes Noteninstitut seinen Zinssatz ruhig auf vier Prozent belassen habe; trotz dem Ausbruch des Afiatenkrieges, sagt man, und trotz einzelnen Kurspaniken in Paris. Uebersetzt wird nur, daß man auch bei diesen 4 Prozent stehen blieb, als in London die Ansicht zwei Herabsetzungen, auf $3\frac{1}{2}$ und 3 Prozent, verhängt hatte. Zuerst erhielt unser Centralauschuß, der so gut zuzuhören versteht, die Aufklärung, daß man die weitere Haltung der Bank von England abwarten wolle; und als diese Haltung dann jeden Zweifel an einer Geldverbilligung ausschließen begann, hieß es wiederum, man müsse den Verlauf des Krieges abwarten. Trotzdem also Deutschland in diesem ganzen Konflikt weder politisch noch wirtschaftlich auch nur annähernd so exponirt ist wie das britische Weltreich, hatten unsere Geldverhältnisse unter der übergroßen Vorsicht der Reichsbank seit Jahr und Tag zu leiden. Und um Alledem die Krone aufzusetzen, haben die Herren verdammt, in den Sommermonaten der Abundanz für die Bedürfnisse des Reiches und Preußens zu sorgen: sie fallen mit der Forderung von 160 Millionen in die Herbstzeit hinein, wo die verschiedensten Waarenmärkte ihre alten Ansprüche erheben und wo allmählich auch für eine halbe Milliarde Mark Getreide in den Vereinigten Staaten (oder diesmal in Argentinien) und Anderes zu bezahlen ist. Die Reichsbank scheint ganz sicher auch für die nächsten Monate starke Ansprüche des Staates zu erwarten. Sollten diese Ansprüche ihr aber wirklich erst jetzt bekannt geworden sein?

Das Alles bezieht sich aber nur auf eine vorübergehende Schwäche im Anordnungssystem der Stelle, die unseren Geldmarkt einigermaßen zu übersehen und zusammenzuhalten vermag. Für den schlechten Zustand selbst, für die Thatsache, daß ein paar hundert Millionen neuer deutscher Fonds unseren Zinssatz so ungebührlich erhöhen, als ob wir ein passives Wirtschaftsleben freisteten, kann man den Staat nicht verantwortlich machen. Finanzministerium und Reichsbankpräsidium mögen nicht gerade ein Uebermaß an Schärfsinn gezeigt haben: an dem schlechten Stand unserer Verhältnisse sind sie unschuldig. Wer die wahre Ursache sucht, sollte lieber den großen Geldquellen des Landes nachspüren, unserem Aktienbankwesen, dessen Ausdehnung und Werthzuwachs wohl so ziemlich beispieldlos ist. Die Reichsbank hat in erster Linie unserer Währung zu dienen; die Aufgabe der Aktienbanken ist, mit der begehrtesten Waare, die es überhaupt giebt, zu handeln: mit G.l.b. Welche seltsamen Wege mögen nun diese großen Geldhändler, jetzt die größten der ganzen Welt, eingeschlagen haben, da sie seit Jahr und Tag zur Erniedrigung des Zinssatzes nichts beizutragen vermochten? Das ist noch sehr mild ausgedrückt; wahrscheinlich ist diesen wichtigen Faktoren sogar die Erhöhung des Zinssatzes zuzuschreiben.

Die Leiter der „Zukunft“ wissen, um wie viele Millionen unserer Großbanken ihre Kapitalien vermehrt haben, seit beim Nagen des Börsengesetzes zuerst die Deutsche Bank die den veränderten Umständen angemessene Rüstung begann. Das Gesetz schmälerte die Bedeutung des Provinzbankiers, mehrte die Konzentrationkraft der Reichshauptstadt und zwang dadurch die Berliner Banken zu dem Versuch, sich zu stärken. Das war und ist richtig. Seitdem haben aber die „Stärkungen“ kein Ende genommen; sogar in Zeiten, wo die Börse kaum noch von einem Friedhof zu unterscheiden war, wurden, unter hundert an sich ganz plausiblem Gründen, die nur immer weiter von der früher anerkannten Hauptlinie abwichen, Unsummen neuer Aktien ausgegeben. Mit anderen Worten: man nahm von den bisherigen Aktionären Das, was sie an guten Dividenden erhalten hatten, in wesentlich vergrößertem Umfang beständig zurück. Natürlich konnte da keine wichtigere Bank zurückbleiben. Die Darmstädter Bank müßte, zum Beispiel, jezt aus den großen Konfortien ausscheiden, wenn sie gezwungen wäre, vielen der ihr angebotenen Transaktionen fern zu bleiben. Die Kameradschaft kann sich wegen der Vertheilung des Risikos ja nicht zu oft freie Hand bewahren. Eigentlich ist also ganz unnötig, bei den Großbanken noch nach individuellen Grundfähen zu suchen; sie bilden einen Ring, in dem kein einzelnes Glied wesentlich schwächer als das andere sein darf. Charakteristisch für die Allmacht einer Strebmung ist aber der Umstand, daß auch die Mittelbanken — also die gerade, deren Funktionen das Börsengesetz angeblich auf die Berliner Hauptinstitute übertragen sollte — in einem ähnlichen Verhältnis ihr Kapital vermehrt haben. Durch diese Entwicklung hat das deutsche Bankwesen, wenn man nur von der Geldseite her ansieht, allmählich, nicht, wie erwartet wurde, Riesen und Zwerge, sondern Riesen verschiedener Größe erhalten. Und daß dadurch nicht billigeres Barmittel geschaffen wurden, beweist der Zinsfuß des letzten Jahres, beweist auch das Kursniveau unserer heimischen Renten. Leute, die mit dem Hinweis auf die Ueberbildung jedes Dankel lichten zu können glauben, werden zwar sagen, das Wachstum der Banken sei nun natürlich, da Deutschland bald sechzig Millionen Menschen haben werde. Das scheint einleuchtend. Nicht es aber auch eine ausreichende Erklärung? Richtig ist ja, daß der Bierverbrauch mit der Kopfzahl des deutschen Volkes steigt. Bier aber wird wirklich getrunken, während Geld nur umläuft. Je umfassender also die Konzentration unserer Barmittel wird, um so weniger brauchen eigentlich auch die Banken sich mit neuen Kapitalien abzuarbeiten.

Nach solcher Vogik vollziehen sich aber die Dinge in der gemeinen Wirklichkeit nicht. Die berechtigte Machtstellung, die sich die Leiter unserer Großinstitute durch ihre hohe Intelligenz und im Ganzen auch durch ihre Solidität erobert haben, hat, wie leicht zu begreifen ist, auch ihren Unternehmungsmuth zu immer größeren Thaten gestählt. Es ist etwas gefährlich Großes um das Kapital, um das assoziirte Kapital und — das Allermodernste — das assoziirte Kapital der Affoziationen. Die Hemmungen fehlen da allzu leicht; und deshalb erleben wir heute — meinetwegen in den korrektesten Rechtsformen — die Banken-Allmacht.

Durch solche Auffassung wird natürlich das gewaltige Verdienst unserer Finanz um das rasche Erstarken der Industrie, des Bergwerkswesens und anderer Gewerbe nicht schmälert. Nur läßt sich kaum noch übersehen, wann und wie oft hier, statt des zum Gebrauch nöthigen Gefäßes, ein Luxusgefäß gewählt wird.

Unsere Banken haben ungeheure Posten anderer Bankaktien in sich festgelegt; sie haben zum Zweck ähnlicher Kontrollen riesige Mengen von Auzen und Bergwerksaktien in ihre Portefeuilles gethan; sie schaffen durch ihre großartige Initiative, besonders in der Umgegend der Hauptstädte, der Vobenswerthung ganz neue Bedingungen; und dabei rede ich noch nicht einmal von der in ihrer Art einzigen Hibernia-Angelegenheit, wo die Forderung des Wachtgefühles zum ersten Mal in amerikanischen Tönen hörbar wurde. Es wäre falsch, in dieser Ueberfülle — weniger der Kräfte als der Kraftbethätigungen — nach einzelnen Vöseswichten zu greifen. Die ragen kaum besonders hervor. Sicher ist dagegen und nicht mehr zu verkennen, daß die ganze Strömung nachgerade zu stark geworden ist und daß unsere Banken sich nach und nach von ihren wichtigsten regulären Aufgaben vielfach zu entfernen beginnen. Dafür zeugt, neben anderen Erscheinungen, auch unsere Diskonto-Situation, der die Banken, trotzdem sie Hunderte von Millionen besitzen, wie es scheint, ohnmächtig zusehen müssen. Pluto.



Der Krieg.

Vor vierunddreißig Jahren war die Stimmung in Petersburg ungefähr so wie jetzt in Berlin. Das Volk, besonders die europäisch gefirnigte Oberschicht, hoffte auf Frankreichs Triumph und begrüßte jede Lügenmär von einem Sieg der Gallier über Germanenroheit mit stillem Jubel. Denn Frankreich war dem Russen das Land der Großen Revolution, der Hort wahrer Freiheit und Preußen — vom deutschen Süden wußte man selbst am Newskij noch nichts — durch die Begünstigung der Adlerberge und durch die nächste Strammheit deutscher Aufseher und Pächter bei allen Oblomows in Verruf gekommen. Lauten Jubel hätte die Regierung nicht erlaubt, hätte auch Gortschakow, der dem lästigen Spreerivalen doch gern jede Niederlage gönnte, auf Allerhöchsten Befehl schnell verboten. Denn Alexander Nikolajewitsch wollte neutral bleiben und heßte sogar nicht, daß er den deutschen Waffen den Sieg wünsche. Er gab preussischen Feldherren hohe Orden, machte den Kronprinzen und Friedrich Karl zu Marschällen seiner Armee und bot in lebenswürdigen Briefen an Karl Alexander von Weimar — der nicht nur als das Urbild des Serenissimus im Gedächtniß fortleben sollte — schon nach den ersten Schlachten Freundschaftsdienste an. Zwar ließ er sich von Gortschakow mehr als einmal beschwären und schwankte dann wieder in seinen Sympathien; schließlich aber siegte Bismarcks schöpferischer Geist über die kleinen Mänke des Reiders. Die deutsche Politik erwies sich während der ganzen Dauer der londoner Pontuskonferenz den Russen so nützlich, daß Alexander entzückt war und sein Kanzler zugeben mußte: Gegen preussische Animosität hätten wir das Recht, im Schwarzen Meer die Stärke unserer Flotte selbst zu bestimmen,

nicht zu erstreiten vermocht. Die britische Absicht, „Rußland eine Ohrfeige zu geben“, wurde, trotzdem auch in Versailles Odo Russell und der von seiner Frau inspirirte Kronprinz für sie sprachen, durch die weitsblickende Klugheit des Bundeskanzlers vereitelt. Inzwischen war auch im russischen Volk die Hoffnung auf einen Sieg der Franzosen verstummt; und am petersburger Hof hatte das vereinte Mähen des Großherzogs von Weimar, der (in Württemberg geborenen) Großfürstin Helene Pawlowna und des Prinzen Neuf die dem Werk deutscher Einheit günstigste Stimmung geschaffen. Kaiser Wilhelm aber fühlte sich, trotz der Gegenleistung, dem Haren verschuldet. Als er, am siebenundzwanzigsten Februar 1871, die Friedenspräliminarien unterzeichnet hatte, schickte er, aus dem Glorienpalast Ludwigs des Vierzehnten, ein Danstelegramm an Alexander den Zweiten. Niemals, hieß es darin, niemals wird Preußen vergessen, daß es Dir die Begrenzung des Krieges zu danken hat. „Gott segne Dich dafür. Dein stets dankbarer Freund Wilhelm.“ Das war nach errungenem Sieg der erste Gedanke des Kaisers und des Kanzlers (denn in dieser Mythenzeit wurden politisch wichtige Depeschen noch nicht ohne Zustimmung des allein verantwortlichen Reichsministers abgeschickt). Und noch am selben Tag antwortete der Sohn Nikolais: „Ich bin glücklich, im Stande gewesen zu sein, als ergebener Freund meine Sympathien zu beweisen. Möge die Freundschaft, die uns verbindet, das Glück und den Ruhm beider Länder sichern.“ Der Inhalt dieser Depeschen gehört nicht in den Bereich höfischer Phrasologie. Hätte der Sohn wie der Vater gedacht: wer weiß, ob der alternde Wilhelm dann noch im versailer Spiegelsaal zum Kaiser der Deutschen ausgerufen worden wäre? Die Stunde war ja gekommen, die der erste Nikolaus voraussah, als er 1849 zu Lamoricière sagte: Si l'unité de l'Allemagne, que vous ne désirez sans doute pas plus que moi, venait à se faire, il faudrait encore pour la manier d'un homme capable de ce que Napoléon lui-même n'a pu exécuter; et si cet homme se rencontrait, si cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi. Die „Berrückten, die von Deutschlands Einheit träumen“ (auch ein Wort Nikolais) standen am Ziel, der Mann, der das Werk vollbringen konnte, war gefunden, das Volk in Waffen hatte Frankreich niedergeworfen: und Nikolais Sohn freute sich des deutschen Sieges, der deutschen Einheit. Nie hat der alte Wilhelm, hats Bismarck vergessen. Sie wußten, daß ohne die wohlwollende Neutralität Rußlands die Sehnsucht nach dem Deutschen Reich noch länger ein Traum schwärmender Trunkenheit geblieben wäre.

Dürfen wirs vergessen? Rußland hat sich dem Deutschen Reich oft unfreundlich gezeigt, nie aber die deutsche Expansion zu hemmen versucht.

Deutschlands Industrie und Handel, Deutschlands Kolonialpolitik sieht den Feind nicht im Osten: sieht ihn da, wo die Menge jetzt Rußlands Niederlagen bejauchzt. Sollen wir mitjauchzen? Anstand und Klugheit sprechen mit gleicher Tonstärke dagegen. Rußland hat die Wehen der deutschen Einheit beschützt, die Geburt des von der Sehnsucht ganzer Geschlechter erflachten Wunders ermöglicht. Und wahrer als das emphatische Wort, russische Trauer sei deutsche Trauer, ist das aus fühlerer Hirnregion stammende: Rußlands Schwächung ist Englands Stärkung. Können wir wünschen, das Greater Britain, dem die romanischen Völker verbündet sind, der amerikanische Imperialismus früh oder spät sich, wenn es erstarkt, verbünden muß, noch mächtiger über den Erdball herrschen zu sehen? Wünschen, daß ihm die Ausführung der Absicht erleichtert werde, deutscher Kulturarbeit die besten der noch nicht besetzten Plätze zu sperren? Oder haben wir von Japan Nützliches zu erwarten, — von dem ins Ungeheure wachsenden gelben Größenwahn, der China aus dem Schlummer rütteln und den Produzenten und Händlern des Erdwestens eine im wildesten Fiebertraum gestern noch nicht geahnte Konkurrenz bereiten wird? Auf der Wirtschaftsstufe, die Deutschland erschritten hat, muß es England als Gegner finden, wird es, welchen Gruß auch die Könige tauschen, um jede Fußbreite mit England zu kämpfen haben. Rußland ist noch nicht so weit; von ihm hat unsere Wirtschaft noch lange nichts zu fürchten. Hat Rußland oder England uns in Afrika, in Asien Schwierigkeiten gemacht? Schürt Rußland oder England in allen Zonen gegen deutsches Trachten den Haß? Und kann auch nur die Entkräftung russischer Wirtschaft uns höheren Vortheil bringen als einem Fabrikanten der Ruin seines besten Kunden? Hat der Verkäufer Grund zur Freude, wenn im wichtigsten Absatzgebiete die Kaufkraft erlahmt?

Die Antwort, die ruhig wägende Vernunft all diesen Fragen fände, kann nicht zweifelhaft sein. Doch die Stimme der Vernunft wird von der Wuth überschrien. Verständlich wäre die Freude darüber, daß den Russen der Sieg nicht allzu leicht gemacht wird, daß sie die Fehler ihrer Organisation, die Mängel ihrer Reichsverwaltung erkennen und die Gefahr hochmüthiger Anmaßung meiden lernen; verständlich und verständig. Damit aber begnügt man sich nicht. Jeder Schlag, der Rußland trifft, gilt Millionen als ein Alldeutschland beschertes Glück; jede Meldung eines Japanersieges wird an den Stammtischen gefeiert. Die deutsche Regierung bemüht sich, ihr Wohlwollen in Petersburg sichtbar werden zu lassen. Nicht ohne ihre Erlaubniß, nicht ohne ermunternden Zuspruch des Kaisers hat Herr Ballin die schwere Aufgabe übernommen, das Baltische Geschwader auf dem Weg nach Ostasien mit Kohle zu versorgen. Und die Erlaubniß wurde nicht zurückgezogen, trotzdem Japan protestirte und, als ein Flügeladjutant Ballins

Handlanger geworden war, die Vorstellungen erneute. Die Volksstimmung aber ist den Russen feindlich, wünscht ihnen die erbsten Hiebe und bewundert in Nippon den Hort wahrer Freiheit und hoher Kultur. Ungefähr wie vor vier- und dreißig Jahren an der Nawa. Wir wollen hoffen, daß Graf Bülow die Gunst der Stunde so schlaue zu nützen versteht wie damals Gortschakow. Auf die Stimmung der Nation vermag er nicht zu wirken, hat seit Bismarcks Tod Keiner zu wirken vermocht. Die selben Menschen, die England schon von den Buren vernichtet, Krüger als Herrn des ganzen afrikanischen Südens sahen, juchzen nun, wenn sie hören, daß Japan, zum Heil Britanniens, die Russen prügelt. Ist's in beiden Fällen nur die Tubalsfreude daran, daß „andere Leute auch Unglück haben“? Oder ist der politische Instinkt wirklich so schwach geworden, daß man wähnt, Englands unumschränkte Herrschaft über Asien und Rußlands Verarmung könne der deutschen Wirthschaft Vortheile eintragen? Mysterium. . . Der Schimpf, der während des Burenkrieges gegen England geschleudert wurde, hat das Deutsche Reich kaum weniger als eine Milliarde gekostet. Ein Japanersieg würde theurer sein. Ist einstweilen aber nicht zu hoffen, zu fürchten; kein dauernder mindestens. Denn der Krieg hat erst begonnen und Rußland ist stärker, ist auch reicher, als der Kneipenpolitiker ahnt. Und die britische Staatskunst müßte sich von aller Tradition gelöst haben, wenn sie nicht auf den Augenblick lauerte, wo sie den gefährlichen gelben Freunden die Treue brechen und sich um hohen Preis dem Farenreich verbünden kann. Dem guten Michel bliebe dann wieder nichts als die Möglichkeit, thranenden Blickes die befiegten Generale zu kränzen.

Thut nichts; die liebe Volksseele will auf ihr billigstes Wonnegesühl nicht verzichten. Braucht auch nicht. Am Hun und am Schah haben die Russen böse Oktobertage erlebt; bössere, als ihr ärgster Feind ahnen konnte. Oder hat irgendwo Jemand erwartet, der vorsichtige, kühle Kuropatkin werde sich zu tollkühner Thorheit hinreißen lassen, werde — ohne Beispiel ist's wohl in der Kriegsgeschichte — einem Feind, dessen taktische Meisterschaft und Tapferkeit er doch nicht unterschätzt, im Ton des miles gloriosus zurufen: Jetzt bin ich stark, stärker als Du, jetzt gehe ich zur Offensive über und das Ziel meines Vormarsches ist Port Arthur? Den Umfang der Streitkraft, das nächste Handeln, die Richtung des Wollens dem Feind zu verschweigen, schien bisher einfachste Feldherrnpflicht. Erst Kuropatkin hat die Mode eingeführt, einen Schlachtplan, wie eine Theatervorstellung, ein paar Tage vorher anzujagen. Er thats sicher nicht freien Willens. Der in blinden Gottähnlichkeitwahn hineingeschmeichelte Neurastheniker, der im Reich Kuriks schon so viel Unheil gestiftet hat, wollte nicht länger auf eine Siegesbotschaft harren. Er sitzt, mit seinen feuerscheuen Sippen und Wagen, weit vom Schuß, hört noch immer auf den

Rath des abenteuernden Speculanten Alexejew, den, mag er auch zehnmal ein Bastard des Hauses Holstein-Gottorp, das Sofakind Alexanders sein, jeder gewissenhafte Regent seit Monaten unschädlich gemacht hätte, und verfügt, ohne die strategische Lage übersehen, militärische Möglichkeiten auch nur ermessen zu können, mit Caesarenwillkür: In der kommenden Woche habt Ihr zu siegen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen, Port Arthur zu entsetzen! Hoc volo, sic iubeo. Nikolai Alexandrowitsch ist schuld daran, daß Rußland ungerüstet in diesen Riesenkampf ging, daß Rußlands Flotte zuerst der lächerlichen Unfähigkeit Alexejews, dann der kurzfristigen Bravour Makarows anvertraut war, daß Stadelberg mit seinem Corps den sinnlosen Marsch nach Süden antreten, daß Kuropatkin jetzt, vor der ihm günstigen Stunde, losgeschlagen mußte. Zehntausende haben Väterchens herrische Dreistigkeit mit dem Leben bezahlt. Und der gutmüthige Schwächling muß ein robustes Gewissen haben, wenn er solche Schuld zu tragen vermag. Sollte Kuropatkin den Gehorsam weigern, mitten im Kampf sich von der Bürde des Feldherrnamens entlasten und durch seinen Rücktritt die Zuversicht der Truppen lähmen? Ein General ist kein Minister. Auch er hat die Pflicht, dem Monarchen die Wahrheit zu sagen, zu rathen, zu warnen, aber nicht das Recht, sich dem Befehl zu entziehen, der Anderes heißet, als den Heerführer nützlich dünkte. Die Hoffnung auf raschen Soldatentod mag Kuropatkin in den Bereich japanischer Brisanzgranaten getrieben haben. So lange er aufrecht ist, ein Pferd besteigen, das Kommando führen kann, muß er handeln, wie Kaiser Nikolaus und Vicekaiser Alexejew ihm gebieten.

Seine Lage war bis in die ersten Oktobertage nicht schlecht. Selbst die englischen Kritiker haben zugegeben, daß Viaujang den Japanern keinen werthvollen Erfolg gebracht hat; und in allen Armeen wird Kuropatkins Rückzug eine Meisterleistung genannt, die höheren Ruhmes als mancher Zufallsieg würdig ist. Ging er, in dem selben Tempo, mit der selben Behutsamkeit, bis nach Tielin, nach Charbin zurück, dann kam Japan in schlimme Verlegenheit. Das gelbe Heer mußte sich immer weiter von der Heimath entfernen, hatte einen Winterfeldzug zu führen, dessen Beschwerden der Russe leichter als der Ostasiat erträgt, und konnte nicht hindern, daß die Kraft des Gegners täglich wuchs. Dazu in Tokio die Sorge, wie lange die Ernährung der Armee noch möglich sein werde. Vor einem großen, entscheidenden Sieg war auf neues Geld nicht zu hoffen. Und wenn das Baltische Geschwader endlich eintraf, fand es eine durch zehnmonatigen Kampf abgenutzte Japanerflotte und konnte den Verkehr zwischen dem Kriegsschauplatz und dem Inselreich sperren. Kuropatkins Proklamation hat den Marschällen Yamagata und Oyama gewiß innige Freude bereitet. Da war, wider alles Erwarten, die nahe Gelegenheit, die Russen — deren wirkliche Stärke chinesische Spione gemeldet hatten — zur Schlacht zu

zwingen. Noch ist sie, nach achtstägigem Ringen, nicht entschieden. Beide Heere haben furchtbare Verluste erlitten und sicher scheint, daß Kuropatkins Gewandtheit auch diesmal einem vernichtenden Schlag auszuweichen verstand. Ob der Sieg sich ihm jetzt noch, schon jetzt zuneigen wird, ist aus den Berichten nicht zu erkennen. Kein Grund aber, seine Sache verloren zu glauben.

Die Holzpapier- und Stammtischstrategen übersehen allzu leicht, wie Ungeheures Rußlands Generalstab, Eisenbahnministerium und Armee in den neun Monaten dieses Krieges schon geleistet haben. Das britische Weltreich hat zwei Jahre gebraucht, um mit zwanzigtausend ungedrillten Bauern fertig zu werden; und man wundert sich, daß Rußland in drei Vierteljahren nicht einen Gegner bewältigt hat, der in lückenloser Rüstung, nach fünfjähriger Vorbereitung, ins Feld zog und an militärischer Tüchtigkeit auch die kühnste Erwartung übertraf. Weiß man auch nur, welche Entfernungen Rußland zu überwinden hat? Zwischen Berlin und Eydtkuhnen liegen 740, zwischen Brest und Straßburg 1100 Kilometer; von Moskau bis nach Port Arthur über 8600 Kilometer zu aufzuzählen und zu zählen den Strängen der eingleisigen Sibirischen Bahn droht, hinter Irkutsk, die gefährliche Sichel des Baikalsee's. Die Militärzüge, die höchstens zwanzig Kilometer in der Stunde machten, brauchten Monate lang von Moskau nach Irkutsk zwölf, nach Port Arthur siebenundzwanzig Tage (denn die Truppen mußten an jedem dritten Tag von den Strapazen der Reise rasten und auf der Fahrt über den zugefrorenen Baikalsee mehrmals in Baracken gespeist und erwärmt werden). Unsere Kulturweisheit träumt nichts von den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bis der Eisenbahnminister Fürst Schilow den Schienenweg über die riesige Eisfläche einigermaßen gesichert hatte. Als die Seeküstenbahn gebaut war, konnten, seit Ende August täglich zehn, später fünfzehn Militärzüge befördert werden. Jeden Tag im besten Fall also zweihundert Wagons, in denen Mannschaft, Pferde, Geschütze, Proviant, Kriegsmaterial aller Art Platz finden sollten. Beim Beginn des Krieges hatte Rußland zum Schutz eines Gebietes, das fünfmal größer als Frankreich ist, nur sechzigtausend Mann auf den Beinen, zusammengewürfeltes Volk ohne innere Einheit: 89 Infanteriebataillone, 35 Kavallerieschwadronen, 2 Pionier-, 4 Fußartilleriebataillone und 25 Feldartilleriebatterien. Mußten nicht Monate vergehen, bis dieses bunte Häuflein endlich zu einer ernstern Aktion stark genug wurde? Erst um die Junimitte standen vier sibirische Corps auf dem Kriegsschauplatz. Noch im Mai — nach Saffulitschs grobem Fehler am Yalu — hatte Kuropatkin kaum mehr als 60 000 Mann und 120 Geschütze: damit sollte er zwei japanischen Armeen von je 50 000 Mann und 160 Geschützen Widerstand leisten; und eine dritte, eben so starke Armee wartete nur auf den Moment,

wo die Russen das Lianthal verlassen würden. Zeit gewinnen: nicht anders konnte die Lösung lauten. Und daß die Japaner nicht so schnell, wie man befürchtet hatte, vorzubringen vermochten, wurde dem immer noch unzulänglichen Heer des Zaren zum Heil. In vier Monaten ist Kuropatkin nur um 250 Kilometer zurückgewichen. Ende Oktober wird er — außer den Festungstruppen und detachirten Grenzcorps, denen der Schutz der Bahnlinie zufällt — 350 000 Mann, 120 000 Pferde und fast 1000 Geschütze haben. Und die letzten Kämpfe haben bewiesen, daß sein Heer nicht demoralisirt, nicht ermattet ist. Das ist eine ungeheure Leistung. Die Japaner haben nur eine kleine Zahl Gefangener gemacht, wenig Material und fast gar keine Trophäen erbeutet. Die Genialität ihrer Angriffstaktik und ihr wilder Asienmuth, den kein unkriegerischer Christengeist gefänstigt hat, verdienen sicher das höchste Lob. Nur thörichte Kurzsicht aber kann die russische Leistung gering schätzen und im Jubelchor plärren, Rußlands Militärmacht sei nun als Popanz erkannt.

Ist, trotz allem Unheil, das Nikolaus mit seiner Hoffippe stiftet, der Ausgang des Kampfes nun wirklich so gewiß, wie uns seit dem Sommer erzählt wird? Ist Rußland so ohnmächtig, so lächerlich, wie es in Leitartikeln und Witzblättern aussieht, und dicht vor der Gefahr, von den gelben Männern aus Asien gejagt zu werden? Nein; sondern noch heute der stärkste Freund und der gefährlichste Feind, den das Deutsche Reich finden kann. Leidvolle Stunden, Anwandlungen zager Schwachheit bringt jeder Krieg, auch der glücklichste; am dreizehnten Dezember 1870, nach den Tagen von Beaumont und Blois, bat Karl Alexander von Weimar, im Einverständniß mit dem König von Preußen, Alexander den Zweiten, „bei dem Feind auf den Frieden zu wirken.“ Solche Stimmungen sind auch in Rußden, sind noch eher in Petersburg möglich. Nach Menschenermessen wird Rußland aber den Krieg zu siegreichem Ende führen und — wie Skobelew im Türkenkrieg sagte — mit der Wucht seiner Mägen den ihm numerisch auf die Länge nicht gewachsenen Feind erdrücken. Einen anderen Ausgang dürfen auch nur Schwärmer, Narren und Wurzellose wünschen, denen ihre Klasse, Religion oder beherrschende Ideologie höher gilt als ihr Vaterland. Russische Niederlagen sind englische Siege. Und was würde aus unserem Versuch einer Expansion, die uns vor Verarmung und Verzweigung bewahren soll, wenn Britanniens Weltmacht so wächst, daß sie, im Bunde mit Frankreich, uns eines Tages die Weiterüstung zu Land und — namentlich — zu See verbieten könnte? Hielten wir eine vom westlichen Nachbarreich begünstigte Blokade aus? . . . Selten stimmte das Gebot der Anstandspflicht mit dem vom Interesse empfohlenen Rath so völlig überein. Wir wollen abwarten und, statt die Russen zu höhnen, an Hereroland denken.

Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Speci-
alitäten in allen practischen
Größen und zu den mässigsten
Preisen.

John Fowler & Co.

in Maadburg.

Briefmarkenpreisliste

gratis. 30 000 Preise. Viele Abbildg.
Ank. v. Sammlung. u. einzel. Marken.
Philipp Kosack, Berlin C.
Burgstr. 8. am Königl. Schloss.

Nationalstenographie.

Lehrgang in 3 Briefen z. Selbstunterricht.
81.—100 Tausend. Probebrief umsonst.
Verlag f. Nationalstenographie
Liegnitz.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gut-
achten gegen Mk. 0,30 für Porto
unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Eisbärfelle sind nicht bees. aber
teurer als meine
Haidschnuckentelle
„Marke Eisbär“, feinste Salontoppfeife,
chem. gereinigt, vollst. geruchl., blendend
weiss od. silbergran 7,50 M. Vorleger 5 u.
6 M., b 3 St. frko. Prosop. fr. W. Bräse, Lütz-
mühle 80 b. Schneverdingen (Lüneb. Haidk.)

Der Darwinismus

und

Die Probleme des Lebens.

Zugleich eine Einführung in
das einheimische Tierleben
von

Dr. Conrad Guenther,

Privatdozent a. d. Universität Freiburg i. B.
Broschiert Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,—.

Für jeden Gebildeten
von grossem Interesse.

Verlag von
F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. B.

Erstes Spezialgeschäft für Gaskronleuchter.



Multiplex

Internationale Gaszinder Gesellschaft
Berlin W. Leipzigerstrasse 111.
m. b. H.

Gasglühlicht i. Verbindung m. elektr. Multiplex-Fernzündung bietet die-
selbe Bequemlichkeit wie elektr. Licht u. kostet nur ein Zehntel.

Die Multiplex-Gesellschaft in Berlin nennt auf Anfrage gerne ihre Vertreter an andern Plätzen.



KUNSTSALON
der
Aktien-Ges. vorm. H. Gladenbeck & Sohn
W., Leipziger Strasse No. 111.

Permanente Ausstellung

von Originalen u. Reproduktionen
hervorragender Kunstwerke der
Plastik, in Bronze, Marmor und
Terracotta. ○○○○○○○○○○

Eintritt frei!

Nur ein

Grammophon

mit

Trompeten-Arm

reproduziert in bisher nicht erreichbarer **Natürlichkeit Sprache, Musik, Gesang** aller Cultur-Staaten.



Geistlich
geschützt!

Gratis und franco:

Illustrierte Kataloge

und internationale

Plattenverzeichnisse.

Nur echt! Schutz-Marko.

Größtes Special-Geschäft für den Einzel-Verkauf von:

GRAMMOPHON-Apparaten

GRAMMOPHON-Automaten

GRAMMOPHON-Platten und Bestandteilen



„Grammophon“ H. Weiss & Co.,

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 189. V.

Filialen: Hamburg, Neuenwall 17. Dresden-A., Wilsdrufferstr. 7.

Kirkings



entspricht allen Anforderungen eines jeden Rauchers.

Cigarren von 30—110 Mk., Cigarillos von 30—40 Mk. per Mille.
Rauchtabak: Grobschn. v. 50—220 Pf., Feinschn. v. 80—200 Pf. p. Pfd.

JOH. KIRKING, sachweisbar größte u. älteste Cigarren- und Tabak-Fabrik, **ORSOY a. Niederrhein.**



Kunst- und Kunstgewerbe in München!



Werkstätten f. Wohnungseinrichtung
München · Karl Berlich · Arcisstr. 35

Kunstgewerbliche Arbeiten · Möbel jeder Art · bürgerlich
einfache Ausstattung einzelner Räume, Spezzzimmer,
Bureaux, Geschäftsräume, Landhäuser etc. nach Ent-
würfen von W. v. Beckerath, H. Nlemeyer und K. Berlich.

CARL ULE

Anstalt für Glasmalerei, Verglasung und Glasmosaik

München, Schellingstrasse 42.

Zu Geschenken geeignete **hochelegante Neuheiten** in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den Pforzheimer Gold- und Silberwarenfabriken bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. Todt, Pforzheim.

Spezialität: Juwelenarbeiten mit echten Steinen.
Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.



No. 549.
Stockgriff.
Silber ^{800/1000} oxydiert, $\frac{1}{2}$ nat. Grösse
M. 9,25,
echten Eisenholzstock dazu M. 3,—, imitiert. Ebenholz
M. 1,—.



No. 3030.
Ring.
14 kar. Gold mit echtem Opal und Brillanten
M. 250,—.



No. 4172.
Schlangenring.
14 kar. Gold mit echten Brillanten
M. 47,—.



No. 400.
Ohrringe.
14 kar. Gold mit echt. Brillanten
M. 600,—



No. 301.
Brosche.
14 kar. Gold mit acht Brillanten
M. 65,—.



No. 3012.
Haadknopf.
14 kar. Gold mit echtem Brillant
von M. 50,— an.



No. 3294.
Ring.
14 kar. Gold, echter Rubin, Diamanten und Perle M. 94,50.

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko. — Firma besteht über 50 Jahre, auf allen besichtigten Ausstellungen prämiert. — Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine werden in Zahlung genommen.

Sehen erfinden!

I. N. R. I.

Große Botschaft
eines armen Sünderg

von

Peter Rosegger,

ca. 400 S., brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—,
halbf. M. 5,50.

Die Beschäftigung mit religiösen Fragen, welcher sich der Dichter bereits in seinem, zur Zeit in 23. Auflage vorliegenden Buche: „Mein Himmelreich“ hingewidmet hatte, erhält mit diesem Werke ihre Bedeutung. Es ist nicht mehr und nicht weniger als die in das Bewusstsein des Lesers geführte Anschauung der Lebensgeschichte Jesu, wie sie ein armer, zum Tode verurteilter Mensch in den sechs Wochen seiner Golgathenstrafe — sich zum Tode und zur Strafe — aus der Erinnerung seiner Menschheit niederzuschreibt. Ein schmerz und großes Tüdel, welches den Weg zum Herzen des Lesers finden wird.

Verlag von E. Staackmann, Leipzig.

Sreifinnig —
tief religiös!

Jesus

von Prof. D. W.
Bouffet-Göttingen.

60 Pfg., hart, 80 Pfg.
(Porto 10 Pfg.)

2. u. 3. Heft der I. Reihe
der

Religionsgeschicht-

lichen Volksbücher.

Von demselben Verleger

Das Wesen des Religiösen

dargestellt
an ihrer Geschichte.

Brosch. M. 4,—, gebd. M. 5,—.

Gebauer & Schwefelbake
Halle a. S.

Prospecte gratis!

WEISS-HERALD-AUTOMOBILE.

Automobil- u. Motorenfabrik vorm. OTTO WEISS & Co., G.m.b.H.
Berlin NO., Greifswalderstr. 140/141.

Cataloge auf Verlangen gratis.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die feinsten Tafelköre, wie à la Chartreuse, à la Benedictine, Carapas etc. selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Jsl. Schraders Likör-Patronen, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jsl. Schrader in Feuerbach bei Stuttgart 35** bereitet worden. Jede Patrone giebt 2 1/2 Liter des betreffenden Liköre und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma gratis und franko deren Broschüre kommen.

Sanatorium „Villa Margaretha“ in **Nesse** (Kr. Geostemünde) für Nerven-, Alkoholkranken und Erholungsbedürftige (10 Herren). Arzt: **Dr. Köschella**. Prosp. d. d. Dir. **Chr. G. Tienken**.

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Höchheim a. M.

Schriftsteller!

Wer für Romane, Novellen, Gedichte und Dramen einen erfahrenen, energischen Verleger sucht, der dem Vertriebe seine persönliche Aufmerksamkeit widmet, wende sich an die unterzeichnete Firma. Dieselbe übernimmt derartige Werke unter günstigen Bedingungen in Kommissionsverlag und gibt ihnen in eigener Druckerei eine moderne und geschmackvolle Ausstattung. Ia. Referenzen.

Strecker & Schröder,
Verlagsbuchhandlung
in **Stuttgart.**

Billige Briefmarken. Preis gratis.
Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung **Franz Wunder in Berlin SW. 47**. Bei dem grossen Interesse, welches die gebildete Welt heute an der „Lösung der Welträtsel“ nimmt, ist das Urteil eines Mannes wie **Professor Friedrich Paulsen** von der allergrössten Wichtigkeit. Der berühmte Gelehrte empfiehlt all denen, welche, angeregt durch **Haeckels Welträtsel**, noch Aufklärung über den heutigen Stand der naturwissenschaftlichen Forschung verlangen, die Lektüre von

Wilhelm Bölsche's „Eroberung des Menschen“.

Dieses Buch führt den Gedanken der Entwicklungstheorie über **Haeckel** hinaus und giebt ihm erst den wahren, einzig des Menschen würdigen Wert.

Ausserdem liegt der Nummer noch ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung **Gustav Fischer in Jena**, betr.

Thünen-Archiv, Organ für exakte Wirtschaftsforschung.

Herausgeber: Professor **Dr. Richard Ehrenberg** in **Rostock**,

sowie noch ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Eugen Diederichs Verlag** in **Jena**, betr. Werke von

Willy Pastor, Kurd Lasswitz, Wilb. Bölsche u. Mathieu Schwann.

Wir bitten diesen Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen!

Für empfindliche Raucher
das Gesundheitsdienlichste der Gegenwart

Absolut nicotin-unschädlich!

Nach dem Geheimen Hofrat

Universitäts-Professor

Dr. med. Hugo

Gerold.

D. R. P.

68648.

Mit

Rauch-
Reinigung

von giftigen Verbrennungsgasen

D. R. P. 145727

nach **Universitäts-**

Profess. Dr. Thoms-Berlin.

Direkt zu haben in allen Preislagen, Grössen,
Qualitäten und Quantitäten (auch Proben). Preislisten
und Broschüren gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 359.

Sieben erschien:

Sinnen und Lauschen.

Briefe eines **Homosexuellen**
von **Hanns Fuchs**.

Preis M. 5.—, geb. M. 6.—.

H. R. Dohrn, Leipzig-Probsteiada.

III. Verlagskatalog 80 Pf. i. Briefmarken.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten

wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlags hinsichtlich Pabli-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Carl Wigand.

Ein neuer Roman von August Wiek

wird stets von den Freunden des Verfassers freudig begrüßt.

Sieben erschien **Ein neues Eden** modern br. Mk. 2.50,
in uns. Verlage: fein gebd. 3.—.

Das von dem Verfasser bereits in dem früheren Roman „Neue Menschen“
aufgerollte Problem wird in diesem neuen Buche geistreich und in glänzendem
Stile weiterbehandelt. Die allseitig anerkannten Vorküge **Wiek's** kommen hier-
bei wieder in ihrer ganzen Stärke und Eigenart zum Ausdruck. — Die Lektüre
bietet dem Leser nicht allein eine genussreiche Unterhaltung, er empfängt
gleichzeitig reiche geistige Anregung.

Hans Priebe & Co., Steglitz-Berlin.

Geschäftliche Mitteilungen.

Körperformen und Schönheitsfehler. Magerkeit sowohl als auch zu üppige
Formen sind Schönheitsfehler sowohl für Damen als auch für Herren. Es werden
gegen beides nun zwar eine Unmenge Mittel angepriesen, wollte man indessen diese
alle probieren, könnte es unter Umständen öble Folgen für den Körper und speziell
für den Magen haben und würde auch wohl meistens der gewünschte Zweck nicht
erreicht werden. Trotzdem gibt es sowohl gegen Magerkeit als auch gegen Fett-
leibigkeit Abhilfe. Ein durchaus unschädliches und sehr empfehlenswertes
Mittel ist „Steiners orientalisches Kraftpulver“ gegen Magerkeit, das
vor vielen anderen auch noch den Vorzug der Billigkeit hat. Ebenfalls sehr gut und
ärztlich bestens empfohlen ist „Steiners Tonnola-Zehrkur“ gegen Fett-
leibigkeit, garantiert unschädlich. Ein Versuch mit Steiners Präparaten kann
Niemandem schaden und wird wohl in fast allen Fällen die gewünschte Wirkung
haben. Die Firma wurde vielfach prämiert, z. B. goldene Medaille und Ehren-
diplom auf der Ausstellung für Hygiene, Kunst und Industrie Paris 1900, desgl.
goldene Medaille und Ehrendiplom für industrielle Neuheiten und Patente
Hamburg 1901, desgl. goldene Medaille und Ehrendiplom für Volkshygiene,
Berlin 1903. Der Versand geschieht direkt von der Firma **D Franz Steiner & Co.,**
Berlin 379, Königgrätzerstrasse 78.

Ein Eisenbahnzug Wein. Aus Eller (Mosel), den 8. Oktober, wird uns geschrieben:
Ein Sonderzug, bestehend aus 23 Waggons, ging heute von hiesiger Station für die
Weingrosshandlung **M. Kempinski & Co., Berlin**, ab. Es ist dies der grösste Trans-
port Moselwein, der jemals als geschlossene Sendung an eine Firma abgesandt wurde.

Das Problem ist gelöst !

ENGELHARDT'S

Chasalla- Normalstiefel

D. R. P.

ANGEM.



NORMAL

**Ist ein fertiger
Stiefel nach Maass
und bewahrt die
natürliche Fussform.**



VERDORBEN

Kein lästiges Anprobieren mehr!

Nur einmaliges Messen Ihres Fusses mit
Engelhardt's ges. gesch. **Präcisions-Mess-
Apparat** und Einsendung des **Maasscoupons**,
welcher jedem Chasalla-Normalstiefel beigelegt
wird, **genügt** um stets den

genau passenden Stiefel zu erhalten.
Uebertrifft jede Hand-Maassarbeit.

NIEDERLAGE für Berlin W.

Schuhwarenhaus „Kaiserkrone“

Friedrichstrasse 192/193

an der Leipzigerstrasse

Wir empfehlen

Mosel-Wein

1899^{er} Lieserer, leicht, flüchtig . . 1/1 Fl. M. l.—.

Das ganze Wachstum direkt vom Produzenten
Herrn Jacob Hower-Pauly in Lieser angekauft.

Rhein-Wein

1899^{er} Dürkheimer angenehm, mild 1/1 Fl. M. l.—.

Das ganze Wachstum direkt von den Produzenten
B. Heuser's Erben, Wwe., Hendrich in Dürkheim angekauft.

Bordeaux-Wein

1899^{er} La Marche Fronsac, mild, 1/1 Fl. M. l.—.

Bei grösseren Bezügen die in unseren
Preislisten angegebenen Ermässigungen.

M. Kempinski & Co.

BERLIN W.

Leipziger Strasse 25.

■ Magerkeit. ■

Schöne volle Körperformen durch unser
orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt
goldene Med.iten, Paris 1900, Hamburg 1897,
Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 20 Pfund
Zunahme, garantiert unschädlich. Aerzt-
lich empfohlen. Streng reell — kein Schwund!
Viele Dankschreiben Preis-Karton mit
Gebrauchsanweisung 2 Mark. Postanw.
oder Nachnahme exklusiv Porto.

Hygien. Institut

D. Franz Steiner & Co.
Berlin 379, Königgrätzer Str. 78.

Unsere Cigarren

D. R. P. Nr. 91662.
sind die **einzigsten**, welche
ohne Chemikalien
nicotinunschädlich
gemacht werden.
Aerztlich überall empfohlen!
Nun verlange Preisliste.

G.W. Schliebs & Co. Breslau IX.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 48. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40-52. IV. Quartal des XII. Jahrgangs),

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preise von Mark **1.50** werden von jeder Buchhandlung
entgegengenommen.

HENKEL TROCKEN

und die
Französische
Einfuhr.



Nach den Zollaussweisen führten wir
im ersten Semester 1904 zur Herstellung
unserer Marken, **HENKEL TROCKEN**
'**HENKEL SEHR TROCKEN**'
mehr an Originalgewächsen der Champagne
in Deutschland ein, als laut Reichsstatistik
alle Französischen Champagner-Fabriken
zusammen im ganzen Jahre 1903
nach Deutschland exportierten.

HENKEL & C., MAINZ.